

CRUX & KRÜCKE

*Nachdenken über Prothesen, Hilfsmittel
und Phantomschmerz*

01 Dürftigkeit, Bedürftigkeit und Innerlichkeit

Ich gehe davon aus, dass wir hinfällig sind.

Wir sind im Sinne der Biologie schlecht angepasst an unseren Biotop, haben, da grundsätzliche und lebenserhaltene Funktionen unterentwickelt sind, schützende und verstärkende Techniken erfunden, ausgebildet und verfeinert, dadurch unseren Intellekt geschult und ihn zu einem universalen Werkzeug gemacht, das, da es ein lernendes System ist, Eigendynamik entwickelt, die uns selbst potenziell und existenziell bedroht.

Im Versuch, die Lebensspanne zu verlängern, sind wir weit fortgeschritten, die dadurch entstandenen frierenden Hirne in unbeweglichen Körpern haben wir sozio- kulturell noch nicht bewältigt und die integrativen Fähigkeiten unserer Spezies nimmt im gleichen Maße ab, in dem die Diversität unserer multiplen Welten und Wirklichkeiten zunimmt.

Ein Verlustschrei geht durch die eine Hälfte der Welt, während die andere auf der kreatürlichen Suche nach Nahrung in einem Zustand des Simultan-Atavismus stumm zu überleben versucht.

Am selben Tag klagen die einen über Mangel an Trinkwasser und die anderen über Mangel an Unmittelbarkeit, die einen drohen zu verdursten, die anderen zu verkümmern und beiden ist aus unterschiedlichen Gründen schwer zu helfen.

Gewiss, ich kann davon absehen, mich meiner relativen Sicherheit erfreuen und meinen Neigungen nachgehen, mir Gedanken über Wissenschaft und Kunst machen, mich zuträglich ernähren, meine Medikamente einnehmen, mir wirtschaftliche Sorgen machen, kann mir Pläne zurechtlegen, wie ich den Gefahren in meinen individuellen Leben möglichst geschickt begegne... etc. aber die Bedürftigkeit bleibt, Bedürftigkeit in jedweder Form und bezogen auf die unterschiedlichsten Dinge und Zustände.

Dieses ständige Verlangen nach etwas, das nicht da ist, diese ewige Unruhe unseres Gemütes, dieser quälende und kaum zu stillende Hunger, diese umtreibende und Gespenster schaffende Sehnsucht...? was ist das, was uns zur Arbeit treibt, zur Reise, zur Anstrengung, zur erhöhten Aktivität, zum Wagnis ? Grundverfassung der menschlichen Existenz sagt die Psychologie und scheint das Mängelwesen Mensch im Mangelzustand seines Lebens in einer mangelhaften Welt als das Gegebene hinzunehmen und die ausgeglichene Bedürfnis- Befriedigungsbilanz als den großen und seltenen Ausnahme- und Glücksfall zu begreifen. So als wären das keine seriösen Fragestellungen kommen in meinen alten philosophischen Wörterbüchern weder Bedürfnisse, noch Bedürftigkeiten vor. Unter „Motiv“ findet man allerdings Schopenhauer erwähnt, der unter Motivation eine Art psychischer Kausalität versteht, quasi „die Kausalität von innen gesehen“(Thormeyer, Phil.Wörterbuch, Berlin 1919)

In „Die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“1813 schreibt Schopenhauer:

»Ursache« ist niemals ein Ding, stets eine Veränderung (aktueller Kausalbegriff). Die Ursache im engeren Sinne ist der Zustand der Materie, der, indem er einen anderen mit Notwendigkeit herbeiführt, selbst eine ebenso große Veränderung erleidet, wie die ist, welche er verursacht (Gleichheit von Wirkung und Gegenwirkung). Im Organischen treten die Ursachen als Reize (ohne äquivalente Gegenwirkung) auf, im Handeln als Motive, welche nur unter Voraussetzung eines inneren Triebes (des Charakters) wirken. »Bei jedem wahrgenommenen Entschluß sowohl anderer als unser selbst, halten wir uns berechtigt, zu fragen: Warum? d.h. wir setzen als notwendig voraus, es sei ihm etwas vorhergegangen, daraus er erfolgt ist, und welches wir den Grund, genauer das Motiv der jetzt erfolgenden Handlung nennen.«

„Die Einwirkung des Motivs wird nicht bloß von außen und mittelbar, sondern zugleich von innen, ganz unmittelbar erkannt. »Hier stehen wir gleichsam hinter den Kulissen und erfahren das Geheimnis, wie, dem Innersten Wesen nach, die Ursache die Wirkung herbeiführt: denn hier erkennen wir auf einem ganz anderen Wege, daher in ganz anderer Art. Hieraus ergibt sich der wichtige Satz: *die Motivation ist die Kausalität von innen gesehen.*«

Bedürfnis, Need, empfundener Mangel, Triebfeder, Motiv. „von innen gesehene Kausalität“, wie geht das zusammen, wie habe ich mir das vorzustellen ? In Schopenhauers Diktion heißt „innen“ meist so viel wie charakterologisch-psychologisch, und damit verweist er Motive und Bedürfnisse eindeutig in die Zuständigkeit der Psychologie, die er ganz offensichtlich anderes behandelt als Philosophie und Logik. Er offenbart in dieser Textstelle aber eine sonderbare Bilderwelt, die alte Philosophentradition zu sein scheint. Wie Platon das Höhlengleichnis braucht, um in schlaue gedachte, aber dennoch verräterischer Metaphorik seine Ideenlehre darzustellen, so benutzt auch Schopenhauer Bilder einer physiologisch gedachten Bühnenkunst, wenn er versucht um die philosophisch-psychologische Klippe des Bewusstseins herumzukommen. Plötzlich steht er „hinter den Kulissen“ und „erkennt auf andere Weise“, dh, unmittelbar, wie es die Ursachen schaffen, Wirkungen zu erzeugen. Da muss doch erlaubt sein, zu fragen welches Stück in welcher Dekoration hier aufgeführt wird und wie Unmittelbarkeit mit Innen gleichgesetzt werden kann. Das Stück heißt: „Wer erklärt mir meine Bedürfnisse“, ist der Gattung des absurden Theaters zuzurechnen und hat mehrere, schlecht zusammenhängende Akte. Schauplatz ist die Philosophie mit vorgetäuschten geraden Wegen, die durch geschickt arrangierte optische Täuschungen, inklusive Spiegelkulissen erzeugt werden. Ich bin Publikum(P), Akteur(A), Regisseur(R) und Kulissenschieber(K) in einer Person, sitze gleichermaßen vor, auf und hinter der Bühne und in der Regieloge und erlebe und erkenne demzufolge auf dreierlei oder viererlei Arten. Ich schaue mir also selbst zu, stelle mich dar, überprüfe meine Leistung und verändere meine Umgebung. Diese Vierteilung ist durchaus realistisch, denn es lassen sich viele Situationen (Szenen) denken, in denen ich

meine Aufmerksamkeit, Beobachtung, Prüfung und Aktion in dieser Weise aufteile, sogar aufteilen muss. Wenn ich zB Alkoholiker bin, der einen Alkoholiker darstellt, der Regisseur nichts an meiner Darstellung auszusetzen hat, der Zuschauer nicht zwischen Wirklichkeit und perfekter Darstellung unterscheiden kann, ich als heimlicher Alkoholiker öffentlich immer meinen Alkoholismus verheimliche, bleibt einzig der Kulissenschieber, der sieht und weiß wo ich meine obligate Flasche versteckt habe. So ungefähr könnte die Bühnenmetaphorik gerechtfertigt werden.

Heißt „von innen sehen“ genauer sehen, wahrhaftiger und unverstellter sehen, oder wie Schopenhauer meint „unmittelbarer“ sehen ? Was versteht man üblicherweise unter dem mittelbaren und unmittelbaren Wahrnehmen, worin bestehen die Unterschiede ?

Kant führt in seiner „Kritik der reinen Vernunft“ unter dem „4.Paralogismus der Idealität“ aus:

„Ich kan also äussere Dinge eigentlich nicht wahrnehmen, sondern nur aus meiner inneren Wahrnehmung auf ihr Daseyn schliessen, indem ich diese als die Wirkung ansehe, wozu etwas Aeusseres die nächste Ursache ist. Nun ist aber der Schluß von einer gegebenen Wirkung auf eine bestimmte Ursache iederzeit unsicher, weil die Wirkung aus mehr als einer Ursache entsprungen sein kan. Demnach bleibt es in der Beziehung der Wahrnehmung auf ihre Ursache iederzeit zweifelhaft, ob diese innerlich, oder äusserlich sey, ob also alle sogenannte äussere Wahrnehmungen nicht ein blosses Spiel unseres innern Sinnes seien, oder ob sie sich auf äussere wirkliche Gegenstände als ihre Ursache beziehen. Wenigstens ist das Daseyn der letzteren nur geschlossen und läuft die Gefahr aller Schlüsse, da hingegen der Gegenstand des inneren Sinnes (Ich selbst mit allen meinen Vorstellungen) unmittelbar wahrgenommen wird, und die Existenz desselben gar keinen Zweifel leidet.“

und etwas weiter unten sagt er:

Wenn aber der Psycholog Erscheinungen für Dinge an sich selbst nimmt, so mag er als Materialist einzig und allein Materie, oder als Spiritualist blos denkende Wesen (nemlich nach der Form unsers innern Sinnes), oder als Dualist beyde als für sich existirende Dinge in seinen Lehrbegriff aufnehmen: so ist er doch immer durch Mißverstand hingehalten über die Art zu vernünfteln, wie dasienige an sich selbst existiren möge, was doch kein Ding an sich, sondern nur die Erscheinung eines Dinges überhaupt ist.

Unmittelbar hieße demnach: ohne gedankliche Begleitung der Wahrnehmung, ohne ein Schließen welche das Wahrgenommene als eine Wirkung nimmt, von der erst auf eine Ursache geschlossen werden muss. Die dabei getroffene Unterscheidung von innerer und äußerer Wahrnehmung geht von einem Modell der Wahrnehmung aus, das einen mehrgliedrigen Prozess annimmt, bei dem das

erzeugte innere Bild nicht notwendiger Weise der äußeren Gegebenheit entsprechen muss. Nur dieses innere Bild aber kann ich erkennen, alles Übrige sind vage vermutende Urteile, die nicht als sicher gelten können.

Schopenhauer verlegt nun diesen Instanzen-Hader ins Innere, rückt den Prozess also eine Stufe weiter nach vorn und lässt auf diese Weise vermuten, dass man bereits in der inneren Wahrnehmung Zusammenhänge erkennen könne. Er bleibt beim mehrgliedrigen Modell der Apperzeption, versucht die philosophische Differenzierung Kants quasi als „Bühnenzauber“ zu überholen. Durch die Einführung eines vorgängigen „inneren Triebes“ an dieser schwierigen Stelle zwischen Innen und Außen hat er zwar eine einleuchtende weitere Instanz geschaffen, muss sich zu ihrer Legitimierung dabei aber mit der „unmittelbaren Wahrnehmung“ behelfen.

Nun ist aber alles Unmittelbare, Jähe, Spontane und Unreflektierte von jeher mit Vision und Offenbarung assoziiert. Alle schlagartige Erkenntnis ohne „Missverständnis und Vernünfteln“, Kenntnisse über die verborgenen Mechanismen, Spionage im innersten Zirkel und das Dabei-sein-Dürfen beim Vollzug sind alte Menschheitsträume, die in Theorien, Philosophien und Religionen meist dann gehandelt werden, wenn Aporien, Paradoxien und Unentscheidbarkeiten vorliegen.

In der Philosophie ist die unmittelbare Wahrnehmung eng mit dem verbunden, was „Anschauung“ genannt wurde, wodurch das Phänomen leider keineswegs klarer wird, wie man sich oft in dieser Disziplin durch neue Termini vorübergehend aus der intellektuellen Klemme befreit und die Klärung samt Streit vertagt.

Mauthner versuchte in seinem Wörterbuch den Konflikt Schopenhauer-Kant durch eine Sprachregelung zu lösen. Er sagt, dass reine Anschauung und unmittelbare Wahrnehmung nichts anderes sei, als „Begrifflose Wahrnehmung“ und führt als bildhaftes Beispiel das Kind an, das etwas zum ersten Mal sieht. („den Löwen im Zoo“)

Auch in diesem Argument wird an Begriffen, Gedanken, Spekulationen und Schlüssen etwas Verfälschendes und Verdeckendes gesehen, das der Wahrnehmung in gewisser Weise ihre Unschuld nimmt, ihre Reinheit und Unmittelbarkeit beschädigt. So betrachtet, kann es im Erwachsenenalter keine unmittelbare Wahrnehmung mehr geben, da der größte Teil der Perzepte bereits sprachlich- begrifflich vermittelt und sozial verortet ist. Nach Kant ist nur die innere Wahrnehmung eine unmittelbare Wahrnehmung, die Apperzeption im Urzustand, was entweder eine tautologische Aussage ist, oder eine verwegene Behauptung, denn wenn es innere Wahrnehmung, also Introjekt ist, befindet sich nichts mehr zwischen meiner Wahrnehmung und mir, sie kann durch diese Prämisse nichts anderes sein, als unmittelbar. Auf der anderen Seite - und das wird wahrscheinlich Schopenhauer dazu angeregt haben, hier sein Kausalitätsprinzip unterzubringen, das in besonderem Maße durch Motive bestimmt wird, also durch die Bedürfnisse des Wahrnehmenden- bleibt doch sehr fraglich, wem die Introjekte auf ihrer Reise ins Innere des Bewusstseins,

denn so in den Vorzimmern des Bewusstseins alles begegnen. Motiven, Bedürfnissen, Neigungen und Interessen werden sie sicherlich begegnen, aber auch Phobien, Phantastereien, Bereitschaft zu Verzerrungen, Selektivität und anderen stilbildenden Vorgaben. Ob dann noch von unmittelbarer Wahrnehmung gesprochen werden kann, ist recht zweifelhaft, denn gerade die innere Wahrnehmung kann auch als die problembeladene verstanden werden, zumal da, wo sie der eigenen Vorstellungen und Kausalitätsmechanismen ansichtig wird.

Die Parallelisierungen des Innen mit dem Reinen, Unmittelbaren, Originalen, Offenbaren, Unverfälschten und Kindlichen und die Kontrastierung zum Außen mit seinem Gelernten, Konventionellen, Begrifflichen, Erwachsenen, Irrenden und Interessengeleiteten scheint mir doch ein allzu grober und darum schlechter Dualismus zu sein. Aber es gibt wohl keinen Philosophen, der nicht an dieser Innen-Außen Stelle seine Probleme gehabt und zu Krücken gegriffen hätte.

Descartes greift zur metaphysischen Krücke, Kant, der Descartes kritisiert, zum Ding an sich, Schopenhauer, der Kant kritisiert, zu Motiven der Kausalität und Wittgenstein, der Schopenhauer kritisiert, hebt die Innen-Außen-Differenz sogar ganz auf, indem er in seinem grammatischen Solipsismus, nur das, was einer sagt und tut für entscheidend hält und nicht das, was er sich vielleicht noch dazu denkt. Da gibt es kein „von innen Sehen“, weil das „Innen eine Täuschung“ ist, und zwar eine nach dem Muster, das Ich bewohnt einen Körper und dieser Körper ist Teil der Welt. Wittgenstein denkt das Subjekt weder in der Welt noch außerhalb der Welt, sondern als eine Grenze der Welt, [5.632] mithin also als Sprache, denn „die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt“

So pittoresk die Sammlungen von künstlichen Gliedmaßen, Gebissen, Brillen und Glasaugen auch immer sein mögen, dazu all die Kosmetischen Prothesen, wie falsche Zöpfe und Perücken, künstliche Oberweiten, Cul de Paris, Toupets, martialische Verbreiterungen des Brustkorbs oder verführerische falsche, lange, dunkle und weiche Wimpern, es gibt auch theoretische Prothesen, möglichst unauffällige Imitationen und teilweise abenteuerlich gebastelte Hilfskonstruktionen, die dem Intellektuellen über seine Dürftigkeit hinweghelfen sollen. Da ist an prominenter Stelle die Sprache in der Form des Jargons zu nennen, die Fährten legt, oder Stallgeruch verbreitet. Des weiteren sind Selbstsuggestionen auszumachen, die, wenn sie in schriftlicher Form kursieren, besonders wirksam sind. Eine kleine eigennützig Korrektur in der Vita, die aus dem schlichten Besuch einer Konferenz eine mehrdeutige Teilnahme macht, kann, wenn sie mehrere Male abgeschrieben und kolportiert wurde, die Grenzen zwischen descriptio und fabula so nachhaltig verwischen, dass der Urheber nach 15-20 Jahren oft selbst nicht mehr recht unterscheiden kann.

Neben Jargon und Selbstsuggestion ist das Berufen und Zitieren eine sehr geschätzte Prothese, deren Gebrauch allerdings schon einige Übung voraussetzt. Am besten zitiert man aus dem unveröffentlichten Nachlass dieses oder jenes Großen, oder noch besser aus dem ebenfalls unveröffentlichten Briefwechsel, wodurch man sich als besonders intimer Kenner ausweist, der Zugang zur Witwe, oder den schwierigen Nachlassverwaltern hat. Bei der Auswahl der Autoren kann man aber nicht vorsichtig genug sein, da es ein inoffizielles und höchst labiles Ranking der zitierfähigen Autoren gibt. Doch auch hier gilt, wer nichts wagt und nur die Allerweltszitate verwendet, hat seine Prothese nicht richtig verwendet. Man unterrichtet in diesem Fall seine Art- und Standesgenossen möglichst umgehend von diesem oder jenem Autor und macht sie damit zu Proselyten des Zitierens, wodurch dieser Autor in den Suchmaschinen dieser Welt langsam die vorderen Plätze erklimmt.

Von den sozialen Krücken, den gesellschaftlichen Prothesen in Form vom Mitgliedschaften, Verbandaktivitäten, Einladungspolitik und sogenannter „Gesichtspflege“ will ich gar nicht reden, denn für einen, der halböffentlich wirksam sein möchte, empfiehlt es sich die Klaviatur der Konventionen souverän zu beherrschen, auch wenn er dazu vielleicht keine Lust hat.

Aber auch der Zurückgezogene muss sich in unserer durch den Markt bestimmten Ära ein Profil ausdenken, wenn er nicht als Looser oder sonst wie zu Vergessender gelten will. Jedes Nicht-Mitmachen muss leicht nachvollziehbar begründet sein, wenn man nicht die Spekulationen anheizen möchte, die zwischen Nicht-Nötighaben, Überlastung und heimlichem Nicht-Genügen oszillieren. Wahrhaftige Aussagen in diesem Zusammenhang gerinnen

unter der Hand zu belastenden Missverständnissen mit ungeheurer Klebekraft und Lebensdauer und sind, bei aller Liebe zur Wahrheit und Wahrhaftigkeit unbedingt zu vermeiden.

Aber auch jenseits solchen sarkastischen Scherzens gibt es Krücken und Prothesen für unseren Leib-Seele-Geist-Organismus, die ihn unbenannt und häufig auch fast unsichtbar stützen. Begriffe, Konzepte und Maxime übernehmen diese heimlichen Dienste und führen, da sie selten ausgesprochen und beleuchtet werden, ein Dasein in dunklen Winkeln und schmutzigen Zwischenräumen. Freud hat sich um die letzte Jahrhundertwende getraut, die modrigen Kellerecken zu lüften, hat dadurch eine große Irritation und viele beleidigte Reaktionen hervorgerufen, ganz nebenbei ein ganzes Krankheitsbild (Hysterie) zum Verschwinden gebracht und eine Menge vulgär-psychologischer Missverständnisse erzeugt.

Seine Neurosenlehre ist die Lehre von diesen verborgenen und heimlichen Krücken, deren Gebrauch uns zwar Schmerzen bereitet, ohne die wir uns aber kaum aufrecht halten können. Wir lieben sie dafür, pflegen sie mit Hingabe und verteidigen sie bis zum Äußersten, da wir in der Regel weder das Risiko des Zusammenbrechens unserer Stabilität eingehen wollen, noch uns dem Experiment einer passageren Destabilisierung zum Zwecke einer theatralen Katharsis aussetzen wollen. Ängstlich, wie wir nun mal aufgrund unserer erfahrenen Dürftigkeit und Hinfälligkeit sind, existenziell beleidigt und gekränkt, kennen wir keine Adresse für unsere Beschwerde und unseren hilflosen Zorn und halten uns darum verzweifelt an den Krücken fest und entwerfen weitere solche, um kommenden und phantasierten Missgeschicken und Gefahren gegenüber gewappnet zu sein.

Ist das Arsenal solcher Krücken und Prothesen, mitsamt seinen mittlerweile errichteten Annexen voll, spricht die psychoanalytisch belehrte Psychologin von Charakterneurose und meint damit jene sich in der Öffentlichkeit bewegendes „Persona“, die im bürgerlichen Sinne berechenbar, verlässlich und absehbar agiert und reagiert, die einen Charakter mit bestimmten Zügen ausgebildet hat. Da sich Beurteiler und Beurteilte in einer kulturellen und individuellen psychischen Schicksalsgemeinschaft befinden, gibt es ein Patt zwischen großzügiger Sympathie und rechthaberischer Konkurrenz, was bedeutet, dass weite Strecken des sozialen Lebens einer Lotterie gleichen, um es milde auszudrücken.

Die Moralität der Splitter-und-Balken- Debatte umgehend, erhebt sich Frage, wie man denn Krücke, Prothese, Hilfskonstruktion, Maskenspiel und Mummenschanz ohne Häme einerseits und Exhibitionismus andererseits thematisieren kann.

Da wir weder den archimedischen Punkt einnehmen, noch den absoluten Nullpunkt als Grundlage unserer Messungen verwenden können, und aus Selbsterhaltungsgründen parteiische Pharisäer sind, ist das Aufzeigen und Erörtern wahrscheinlich weder neutral noch indifferent möglich.

Beispiele für das Misslingen solcher Versuche gibt es in Fülle. Als Beispiele möchte ich Kurt R. Eisslers Arbeit über Leonardo erwähnen und andererseits Salvatore Dalis Krücken-Bilder. Erstere kommt nicht ohne Häme und Polemik aus und die letzteren nicht ohne Exhibitionismus. Ausgehend von Freuds problematischer Leonardo-Interpretation von 1910 und der Kritik von M. Shapiro an dieser Arbeit, und anderen weniger sanften Verrissen, versucht Eissler „seinen“ Freud zu verteidigen, indem er in einer Mischung aus vorgefasstem Urteil und dogmatischer Rechthaberei die „Fehler“ oder besser die Kurz-sichtigkeiten Freuds prolongiert. Dali hingegen strapaziert den eigene Konfessionalismus, um nicht zu sagen vollführt einen veritablen Krücken-Striptease, der es nahezu unumgänglich macht, die eigenen Krücken wahrzunehmen.

Beide Erscheinungen sind für sich betrachtet eher harmlose gewagte Einseitigkeiten, da sie aber von Berühmtheiten stammen verleiten sie zur Nachahmung und die sind verhängnisvoll. Im Falle der historischen Psychographie zwar mehr als im Falle des künstlerischen Exhibitionismus, aber allemal ist die indirekte Rechtfertigung für Ähnliches zweifelhaft, sowohl für weitere unberufene Genie-Demontage, als auch für ergebnislose Selbstoffenbarungen. Die Fragen nach Krücken, Prothesen und Hilfskonstruktionen sollten in der Retrospektive nicht den Rahmen des jeweils historisch Denkmöglichen mutwillig und geschmacklos überschreiten, und die Konfessionen nicht den Rahmen des Interessanten.

Sie hingegen so zu stellen, dass ein Erkenntnisgewinn möglich wird, ist schwerer als alles Rechbehaltenwollen, Interpretieren und Spekulieren. Etwas von Decouvrierung und Geständnis wird den Fragen aber wahrscheinlich immer anhängen, sind es doch peinliche und genierliche Untersuchungen, die nach nur ungern Preisgegebenem fragen, und geeignet sind, Fassaden und Brücken zu demolieren, Masken abzureißen und mühsam errichtete Zäune und Schutzwälle wirkungslos werden zu lassen.

Viele der Krücken und Prothesen sind so alt und verbreitet, dass sie zu fest etablierten Kulturgütern wurden, die man allenthalben stolz vorzeigt und mit denen man sich sogar ahnungslos gerne schmückt.

Es ist kein Geheimnis, dass Verdrängen, Rationalisieren, Umdeuten und Schönreden hierher gehört, ebenso wie das Leugnen. Hinwegsehen, sich partout nicht erinnern können und alle übrigen Anwehrmaßnahmen, die unsere Psyche für dergleichen zur Verfügung hat. Aber was machen wir, wenn uns ein Spielverderber Toleranz, Vergebung und das dazu passende Bibelzitat als Krücke vorstellt, mit deren Hilfe wir lediglich unser „Gut-Mensch-Sein“ aufrecht erhalten wollen?

Dann muss man entweder die Schlagfertigkeit von Rostands Cyrano, die geschliffene Sprache von Lessings Nathan, oder die Frechheit von Büchners Valerio besitzen, um nicht ohne Antwort dazustehen oder um eine treffende solche verlegen zu sein.

Man könnte sich auf ein Wortduell einlassen, dem Spielverderber das Nämliche nur in anderem Kostüm nachweisen, selbst einen Ersatz für die Krücke anbieten und den Ersatz anschließend ebenfalls als Krücke darstellen, oder die Flucht nach vorn antreten, indem man zugibt, sich ohnehin nur mit Krücken fort zu bewegen.

Es kann also weder darum gehen, die Krücke ihrer Krückenhaftigkeit wegen zu schmähen, noch den Benutzer als Krüppel oder Schwächling zu diffamieren, sondern allenfalls darum, die Krücke auf ihre Leistungsfähigkeit, Qualität und Zuverlässigkeit zu untersuchen, wenn möglich gemeinsam und neugierig. Dieses setzt eine Kultur des vorauseilenden Wohlwollens voraus, eine besondere Haltung allem Unfertigen, Voreiligen und Fehlerhaften gegenüber, kurz eine souveräne Gelassenheit, die nicht jede Differenz als Angriff auf die eigenen Werte deuten muss.

Es hat wenig Sinn, davon auszugehen, dass derjenige, der eine Krücke benutzt, schwach, krank, oder hilflos sei, lieber ohne sie auskäme, sie ihrer schäme, oder sich immer und ausschließlich auf sie verlasse.

Die merkwürdigsten Krücken sind jene, die man nicht mehr bemerkt, die derart unter die Schwelle des Bewusstseins abgesunken sind, dass die Alltagskonzentration sie wie Körperteile ins allgemeine Schema aufgenommen hat. Wir wissen nichts von unserem Bein, solange es seine Dienste unauffällig verrichtet und nicht irgendwie schmerzt. Ebenso ist uns das Automobil so zur Verlängerung unserer Organe geworden, dass viele Autofahrer völlig ratlos werden, wenn ein Defekt den Aufenthalt in einer Werkstatt notwendig macht. Für die Jüngeren ist das portable Zellulartelefon (in Deutschland „Handy“ genannt) derart zum Lebens bestimmenden Kommunikationsmittel geworden, dass das Prothetische an ihm nicht mehr wahrgenommen wird. Hier geraten Krücken und Prothesen, Ersatz und Hilfen in ein merkwürdiges Zwielficht, in

dem es unklar wird, ob man überhaupt von Krücken und Prothesen reden kann; denn sie ersetzen nichts oder nur sehr indirekt etwas, das zuvor schon etwas anderes ersetzt hat, sie ermöglichen vielmehr, dank technischer Innovationen, neue und attraktive Formen des gesellschaftlichen Umgangs. Nur im Stil eines tündelnden Anthropologismus kann hier von Krücken und Prothesen gesprochen werden, einer Haltung, die im Haus vorzugsweise den Ersatz für die Naturhöhle sieht, in aller Mode den Lendenschurz und in Konkurrenzen das Verhalten zur Paarungszeit.

Die Genealogie der Werkzeuge vom Faustkeil bis zur mobilen elektronischen Entscheidungshilfe wäre demnach eine Geschichte der Prothesen und Ersatzmittel. Wenn man sich auf eine solche einseitige Sicht verstehen will, mag das durchaus seine Berechtigung und seinen Reiz haben. Das eigenartige Faktum, dass zB, die meisten technischen Neuerungen tatsächlich zunächst eine Imitationsphase durchlaufen, bevor sie sich von dem zu Ersetzenden lösen,

spricht sogar dafür. Es wäre gegen diese Betrachtungsweise im Grunde nichts einzuwenden, hätte sie nicht gleichzeitig die Neigung, das Ersetzte nachträglich und nostalgisch zu glorifizieren und es als das Zuträglichere weil Natürlichere hinzustellen.

Sie erliegt dabei meist einer kinohaften Vorstellung vom Urtümlichen, die den Almöhi als schönen alten Weisen vom Berge vorführt, und nicht als den zahnlosen, verschrobenen, hinkenden und unappetitlichen Greis, der er ist.

Den Stock als Verlängerung des Armes, wie er aus der Primatenforschung bekannt ist, würde man wahrscheinlich als Hilfsmittel bezeichnen, weniger als Prothese oder Krücke, da er einerseits nichts physisch Fehlendes ersetzt, oder andererseits nichts Fehlendes funktional kompensiert. Alle drei, die Prothese, die Krücke und das Werkzeug ermöglichen etwas. Die Prothese ermöglicht Unauffälligkeit, die Krücke gewährleistet näherungsweise die Funktion eines fehlenden Teils und das Werkzeug ermöglicht die Erreichung eines gewünschten Ziels.

Die enge Verwandtschaft von Prothese, Krücke und Werkzeug findet sich im Mentalen ebenso wie im Somatischen, im Psychischen ebenso wie im Physischen, in den Res Cogitans ebenso wie in den Res Extensae, in der Welt 2 ebenso wie in der Welt 3.

Die Probleme des Ersetzens, Kompensierens und Zielens sind gleichermaßen intellektuelle Strategien wie physische Aktivitäten und darum interessieren sie im Zusammenhang der Kunst.

Wenn ich etwas ersetze, dann geschieht das aus einem empfundenen Mangel, der verursacht wurde durch einen Verlust oder eine Beschädigung. Entweder möchte ich eine gestörte Symmetrie ausbalancieren, eine schadhafte Stelle ausbessern, eine Reihe komplettieren, einen schmerzlichen Verlust ausgleichen, einen früheren Zustand wiederherstellen. Oft ist das Verlorengegangene nicht wieder zu beschaffen, muss durch etwas anderes Ähnliches ersetzt werden. Der abgebrochene Griff, die zerbrochene Untertasse aus dem großen Service, die linke Figur des Kaminaufsatzes, die Delfter Vase, die zu einem eine Uhr flankierenden Paar von Deckelvasen gehörte, das Alabastermedaillon, das die schöne Großmutter als junges Mädchen zeigt, schöne, sentimentale Stücke sind entzwei, beschädigt, dahin.

Man kann den radikalen Vanitas-Standpunkt einnehmen und davon ausgehen, dass alles mit mir altert, nichts Verlorengegangenes ersetzt wird, nichts Kaputtes geflickt und nur das Allernotwendigste renoviert und überholt wird. Man kann aber ebensogut den Konservatoren-Standpunkt einnehmen und behaupten, dass alles, was von Belang ist, mich überleben muss, damit die Nachkommenden sich ein zutreffendes Bild ihrer Herkunft machen können.

Da ich mich selbst nicht erhalten kann, versuche ich die Erinnerung an mich in Objekten, Kunstwerken, Häusern und Kindern wachzuhalten, die zwar auch alle vergänglich sind, mich aber wenigstens überleben sollten.

Ersatz ist immer ein Sekundäres, ein weniger Geschätztes und weniger Wertvolles, es ist eben nur Ersatz für das Originale, das Echte und Ursprüngliches, an dessen Stelle es tritt. Die dritten Zähne sind nicht die zweiten, auch wenn diese mehr schmerzhaftere Probleme bereiten als der perfekte Fremdkörper im Mund.

Ganz besonders schwierig wird der Ersatz, wenn er für Ziele vorgeschlagen wird. Das führt häufig zu krassen Reaktionen, die an der Kompromissfähigkeit des Betreffenden zweifeln lassen, an seinem Erwachsensein und seiner Charakterstärke. Wenn ich dieses oder jenes will, werde ich mich mit keinem Ersatz zufrieden geben, werde ich alles als durchsichtiges Ablenkmanöver kritisieren, was mich von meinem ursprünglichen, vielleicht tatsächlich unerreichbaren Ziel abzubringen versucht und mir den Spatz in der Hand schmackhaft machen möchte. Wünsche und Ansprüche kann man bekanntlich weder erfolgreich abbiegen, noch ungenau abspesen, weder „herunterschrauben“, noch gar ersetzen, ohne dass herbe Enttäuschung zurückbleibt.

Die Situationen, in denen wir spontan und ohne langes Bedenken einem Ersatz zustimmen, sind alle Anlässe für Prothetik, die zwar nicht unsere körperliche Unversehrtheit, aber den äußeren Schein derselben wiederherstellt. Wir machen uns wohl kaum eine zutreffende Vorstellung vom Aussehen älterer Personen der Historie, die wir nur von Jugendbildnissen, oder sonstigen idealisierenden Portraits kennen.

Wenn man in früheren Jahrhunderten an einem vereiterten Backenzahn sterben konnte und die Prothetik noch nicht so weit entwickelt war wie sie heute zum westeuropäischen Standard gehört, müssen die älteren Menschen zum Teil furchteinflößend und abstoßend ausgesehen haben.

Aber man täusche sich nicht über die Raffinesse mit der bereits in der Renaissance und vor allem im Barock die Prothetik betrieben wurde. Porzellan für die falschen Zähne, Pferdehaar für den Unterbau der Perücken, Tischler- und Feinmechanikerarbeit für anatomischen Ersatz. Schon die alten Ägypter kannten Holzarme und Holzbeine und die Medizingeschichte kennt Brillen und andere Korrekturen bereits seit dem 12. Jahrhundert.

Man kann funktionalen Ersatz von kosmetischem unterscheiden, in der Sprache der Prothesengeschichte auch als „Werktagkralle“ und „Sonntagshand“ bekannt und alles vom Rollstuhl, der Bettelerlaubnis für Krüppel bis zum sogenannten „Sauerbrucharm“, der zwischen den beiden Weltkriegen für die vielen Invaliden entwickelt wurde, erzählt die Geschichte sichtbarer Verstümmelung und kunstvollem, möglichst naturalistischem Ersatz.

Prothesen und künstlicher Ersatz haben nichts von ihrem Schrecken verloren, wie die zeitgenössischen Bilder jugendlicher Minenopfer eindrücklich bestätigen, weil unsere Wahrnehmung Nach- und Mitempfindung als emotionales Echo kennt (imitatorisch-empathische Komponente), die uns beim Anblick grausiger Szenen ebenso zusammenzucken lässt, wie sich uns beim Zuhören einer heiseren Sängerin reflektorisch zum Räuspern veranlasst, oder bei filmischem Erleben von Sprüngen in unseren Muskeln imitatorische Anspannungen erzeugt.

In diesen imitatorisch-empathischen Komponenten unserer Wahrnehmung liegen viele Geheimnisse verborgen, die erklären können, warum wir thrill- und unterhaltungssüchtig sind, warum wir Unfalls- Hinrichtungs- und Katastrophenvoyeure sind und warum die Kunst seit eh und je mit dergleichen spekuliert. Der Ersatz hat also zwei entgegengesetzte Motive, eines der Harmonisierung und eines des Schreckens, er operiert auf der Grenzlinie zwischen freudiger, glatter und widerstandloser Wahrnehmung und einer die verstört und schreckt, Widerstände erzeugt und Fluchtgedanken hervorruft. Die emotionale Ambivalenz, das „tremens and fascinans“, oder die „coincidentia oppositorum“ die der Cusaner überall am Werke sieht, erhebt den Ersatz, die Prothese, Krücke und Hilfskonstruktion in den Rang einer Kategorie.

Ich nenne die Elemente dieser Kategorie „Hilfsmittel“ oder „Auxiliare“ und deute damit auf ein Bedürfnis, das aus Mangel oder aus der Idee, etwas herzustellen entsteht und versucht, sich zu behelfen. Die damit herausgestellte Ambivalenz oder auch Dialektik der Hilfsmittel, Krücken, Werkzeuge, Prothesen und Methoden begegnet uns überall. In der Debatte der Mittel und Hilfsmittel tauchen immer wieder jene entgegengesetzten Valenzen auf, die man

auch von der Erörterung des Werkzeugs kennt: ich kann mit einem Hammer ein Eisen schmieden und Nägel einschlagen, ich kann damit aber auch einem anderen den Schädel einschlagen. In dieser Frage, dem Hammer die Schuld zuzuweisen, ist ebenso lächerlich, wie Drogen zu beschuldigen, die Menschen zu verführen.

Da es nichts zu geben scheint, was Menschen nicht als Hilfsmittel und Waffe benutzen können, muss eine Tendenz im menschlichen Handeln zu finden sein, die dieses ermöglicht. Statt eine Liste aller möglichen Hilfsmittel aufzustellen, in der neben Krücken, Prothesen und Imitaten auch Werkzeuge, Muster und Methoden, Zitate, Routinen und rhetorische Figuren aufgezählt werden, scheint es vielversprechender zu sein, das „Instrumentalisieren“ zu untersuchen.

Mit dieser Frage befinden wir uns mitten in der anthropologischen Diskussion über den Werkzeuggebrauch des Homo sapiens. Lange galten in dieser Disziplin die Beherrschung des Feuers, Werkzeuggebrauch und Totenkult als Unterscheidungskriterien zwischen menschlichem und tierischem Leben. Die Theorie von der Steigerung der Körperkräfte durch die Verwendung von Werkzeugen ist geläufig, es bleibt aber zu fragen, ob sie ausreicht, um die Phänomene Spiel, Erfindung, Nachahmung und Umnutzung, oder Zweckentfremdung zu erklären. An den Hebelgesetzen der klassischen Mechanik und den praktischen Verkürzungen des Operationalismus geschult, kann diese Theorie schwerlich zwischen Hilfsmittel aus Magel und denen aus Langeweile oder Übermut spielerisch entstandenen Methode unterscheiden. Gerade heute besitzen wir eine Reihe von Werkzeugen und Geräten, die aus dem Spiel entwickelt wurden, ja es wird sogar das systematische Spiel als Motor der technischen Entwicklung angesehen und eingesetzt. Das Unterhaltungs- und Ablenkungsbedürfnis weniger korrespondiert auf merkwürdige Art und Weise mit dem Mangel und der Bedürftigkeit vieler und zynischer Weise wird mittlerweile das letztere durch das erstere manipuliert und zielgerichtet gesteuert.

Aus zahlreichen Untersuchungen an Primaten und den sogenannten Kulturfolgern unter den Tieren, wie beispielweise Ratten, Sperlingen, Kakerlaken und Krähen wissen wir, dass wir mit unserem Werkzeuggebrauch keineswegs mehr allein sind. Absichtsvolles, gelegentlich sogar geplantes und vorausschauend-strategisches Verhalten wird nicht nur im Tierreich beobachtet, sondern ist überdies mit einem festgelegten Instinktschema nicht mehr zu erklären. Die Forschungsgruppe um Nathan Emery in Cambridge/UK fand heraus, dass Krähen nicht nur Werkzeug benutzen, sondern auch solches herstellen, zB Draht zu einem Haken biegen. Die häufig kolportierte Geschichte von den Krähen von Tokio, den Nüssen, dem Zebrastreifen und den Autos als Nussknacker, verweist darauf, dass diese klugen Vögel zielgerichtet komplexe Zusammenhänge benutzen, was Lernen voraussetzt.

Man vermutet, darüber hinaus, dass sich Elstern im Spiegel erkennen, was so etwas wie ein Bewusstsein ihrer selbst bedeuten würde. Auch dass der Mensch das einzige Lebewesen sei, dass seine Artgenossen töte, stimmt nicht, wie man aus Untersuchungen des Primatenverhaltens weiß.

Tiere haben Umgang mit Objekten, sind zu Handlungen fähig, deren Ursprung und Motiv für uns wie Emotionen aussehen und haben sogar ein Verhältnis zum Entertainment, wie man an rodelnden und reitenden Raben studiert hat.

Nicht nur beim Nestbau, bei der Nahrungssuche, bei der Balz oder anderen arterhaltenden Tätigkeiten, sondern auch im Spiel und im sogenannten Neugierverhalten zeigen einige Tiere variablen und passageren Werkzeuggebrauch.

Worauf, außer auf sogenannte Intelligenz, lassen Instrumentalisierung und Funktionalisierung schließen, welche Voraussetzungen müssen für Mensch und Tier erfüllt sein, damit sie in einem Stock eine potentiellen Hebel, eine potentielle Angel oder auch eine Waffe erkennen.

Es muss zunächst mit der Formerfassung zusammenhängen, die Mensch und Tier dazu veranlasst, Gegenstände aus der Umgebung als brauchbar oder unbrauchbar zu klassifizieren. Jenseits von trial and error scheint es ein Abschätzen zu geben, das primitives Zusammenhangswissen aktualisiert und überträgt, im Sinne von : eine Strecke ist ungefähr so lange, also brauche ich zur Überwindung dieser Entfernung etwas, das mindestens auch so lange ist. In dieser primitiven Art von Analogiebildung kommen - stelle ich mir vor - die Vorentscheidungen über brauchbar oder unbrauchbar zustande. Etwas langes Dünnes wäre eine solche Kategorie oder etwas Flaches und Breites, oder etwas Biegsames aber doch genügend Stabiles. Wenn man im Alltag spielerisch versucht in Situationen, in denen man sich über Benennung von Gegenständen verständigen muss, sich mit derlei einfach Beschreibungen zu behelfen, wird man erstaunt sein, wie weit das trägt.

Bedenkt man die hohe Integration innerhalb der Vorgänge der visuellen Wahrnehmung, die bereits auf der zellulären Ebene und nicht erst auf dem späteren Verarbeitungsweg, für Vergleiche und Unterscheidungen sorgt, dann wird es wahrscheinlich, dass das Abschätzen der Brauchbarkeit auch bereits hier beginnt. Noch bevor die Perzepte in ruhige und bewegte eingeteilt, und unterschiedlichen Ganglienzellen zugeordnet werden, setzt bereits die Wahrnehmung der Kanten und vagen Konturen ein und damit wahrscheinlich auch das Abschätzen der Längen. Diese „Kultur“ des Längenabschätzens wird weitergegeben und wie man aus Wahlexperimenten weiß, durch imitatorisches Lernen erworben.

Krähen einer bestimmten Region beherrschen das Drahtbiegen, andere aus anderen Regionen hingegen nicht, bzw. „noch nicht“; bringt man sie zusammen, entsteht bald eine gemeinsame „Könnerschaft“.

So wie das Amseljunge von seinem Vater das Repertoire der Module seiner Melodien lernt, um sie später umzuändern, weiterzuentwickeln und der

„neuesten Mode“ anzupassen, verhalten wir uns in unserem Werkzeuggebrauch und Methodenbewusstsein auch, d.h. wir erlernen mit allem was wir lernen, auch die Eigenarten und Vorzüge der Krücken und bewegen uns darum oft ohne es wissen mit ihnen fort.

Eines der beliebtesten Hilfsmittel und graphisch notierten Modelle ist das Dreieck. Das sozio-kulturelle Woher, Warum und Wozu möchte ich überspringen und mich sogleich der Kritik des Dreiecks zuwenden, seinen heuristischen Wert untersuchen und seine Archetypenstatus unter die Lupe nehmen.

Gleichgültig ob es aus den Religionen, der Euklidischen Geometrie, der Vater-Mutter-Kind-Trias der Urfamilie, der abendländischen Logik, der Alchemie und Gnosis, dem frühkindlichen Denken oder der Welt der Magie stammt, das Dreieck ist eine ubiquitäre Figur von kaum zu begreifender Dominanz. Als einfachste geschlossene Figur der Ebene nach Euklid kommt sie in beliebiger oder „allgemeiner“ Form vor, eignet sich besonders gut um mit dem Stock in den Sand gezeichnet zu werden, tritt in vielen Sonderformen auf und hat die Babylonisch-Phönizisch-Persisch-Ägyptisch-Hebräisch-Arabisch-Griechische Antike zu einer Vielzahl von Gedanken, Praktiken und theoretischen Lehrsätzen veranlasst. Noch heute versuchen wir, elementare Zustände des Resultierens, des Vermittelns und des Abstammens mit der Dreiecksfigur zu veranschaulichen.

Der durch den Widerspruch und seine Auflösung auf der nächste Ebene dynamisierte Weltgeist in der Hegelschen Dialektik kommt ebensowenig ohne die Dreiecksvorstellung aus, wie die Trinitätslehre des Christentums, die viele Vorläufer hat in der Symbolisierung des Gestern-Heute- Morgen oder anderer Trias-Gottheiten und Verkörperungen. Wenn C der Punkt über der Strecke AB ist, kann das Dreieck in beiden Richtungen gelesen werden, von C als dem (der) Vater/Mutter und A und B als den Kindern, Nachkommen, Ableitungen, Ablegern oder Resultaten. Von A und B aus gelesen kann C als die vermittelnde Instanz erscheinen, als Synthese aus A und B, als Umweg im Sinne von: von A nach B ist nur über C möglich. Das Dreieck kann als Bild für alle Dreiecksverhältnisse verwendet werden, als Nomographie von drei zusammenwirkenden abhängigen Variablen, als Sinnbild des Trialismus, als stabile Entscheidungen und Parteigungen erzwingende Anordnung, als geheimnisvolle Darstellung des Vollkommenen.

Der Dreiertakt mit all seinen Ableitungen und Erweiterungen ist jene Taktart, die dem Laufenden und Marschierenden unserer Bewegung, das unserer Anatomie wegen in Zweier- und Vierer- Rhythmen daherkommt, durch eine un-physiologische dritte Einheit das Tänzerische hinzufügt, die Triole schließlich figuriert als die alles ins Schwimmen und Schwingen bringende Vergrößerung oder Ausfaltung eines Tons oder einer Tonbewegung.

Die Dreier-Konstellation verhindert (zB im Triumvirat) das Patt, bildet den das Intervall erweiternde und dadurch das Tongeschlecht bestimmenden Dreiklang, ist eines der geläufigsten Ordnungsschemata, wie etwa in unserer Dreidimensionalität und kommt an zentraler Stelle in den meisten Grammatiken

vor, als Subjekt-Prädikat-Objekt, als Vergangenheit-Gegenwart-Zukunft, als Aktiv-Medium-Passiv, als masculinum-neutrum-femininum, etc, etc.

Diesem universellen Denkmodell, Ordnungsschema und Hilfsmittel steht das Hilfsmitteldreieck der kulturhistorischen Schule gegenüber, in dem die Instanzen Ich (A), Welt (B), Werkzeug (C) veranschaulicht werden, also eine Dreizahl mit und in einem Dreieck dargestellt wird, wobei das Werkzeug (C) durch in diesem Falle selbst das „Dreieck“ ist, mit dem es erklärt wird.

Inwieweit sich hier ein problematischer Zirkel zeigt, lassen wir zunächst unberücksichtigt, was auffällt ist, dass die klassische Erkenntnissituation: hier Subjekt, da Objekt durch eine Vermittlungsinstanz, die selbst ein Instrument ist, ergänzt wird. Auf diese Weise der Grammatik angenähert, wird das Verb, die Prädikation, die Aktivität und Tätigkeit eingeführt, die zuvor zwar auch schon anwesend war, aber stillschweigend vorausgesetzt oder impliziert wurde.

Auf diese Weise wurde dem Hilfsmittel ein Ort zugewiesen, der es sehr nahe an das Subjekt rückt, jener Instanz also, die sich mit Hilfe dieses Werkzeugs aus der Definition ihrer selbst als dem Unterworfenen befreit.

Unter Werkzeug und Hilfsmittel kann alles verstanden werden, das Denken ebenso wie das Wahrnehmen, die Sprache, der multifunktionale und ambivalente Hammer, die Krücke, das Modell oder auch die Methode, das Mikroskop, die Angelschnur, der PC.

Wir Subjekte sehen uns einem beliebigen Objekt gegenüber, das solange gleichgültig bleibt, solange wir uns nicht zu ihm verhalten. Erst durch unsere Tätigkeit wird es zum Erkenntnisobjekt, sei es dass wir es anschauen, anhören oder betasten, sei es dass wir es negieren, übersehen oder es als Hindernis aus dem Weg räumen. Die kleine Reibung mit dem ersten Axiom der Kommunikationstheoretischen Schule (Man kann sich nicht nicht verhalten) verstärkt die Unumgänglichkeit der Tätigkeitstheoretischen Forderung, dass wir Subjekte, die in Bezüge hineingeboren wurden, gar nicht anders können, als uns zu den Objekten zu verhalten, sinnlich, gedanklich, handelnd oder erleidend.

Dass unsere Einwirkungsversuche auf unsere Umwelt Aktivität erfordert, leuchtet sofort ein,

dass das stille Betrachten auch eine aktive Tätigkeit ist, wissen wir erst seit den Vermutungen der Gestaltpsychologie und den später erfolgten Unterstützungen mancher ihrer Hypothesen durch die wahrnehmungsphysiologische Forschung. In letzterer wird die Wahrnehmung als aktiver Prozess der Konstruierens, Vergleichens und Differenzierens beschrieben, der bereits auf der zellulären Ebene Entscheidungen über die Art der Weiterleitung der Potentiale trifft. Ob dieses Signal auf den kürzeren Weg über die Ganglien in den Reflexbogen geschickt wird, oder ob jenes Signal zur Weiterverarbeitung komplexer organisierte Zellverbände benötigt, wird bereits auf der Ebene der Retina-Muster, Drucksensoren, oder akustischen Wellenbilder geklärt. Gar nicht zu reden von den durch Wiederholung (Übung) gebildeten Makros, die reflexartig

Aktionen triggern können, etwa bei Notenlesen, Bedienen von Maschinen, Abschätzen oder bei sportlichen Leistungen.

Welche Rolle hierbei Hilfslinien, Hilfsfiguren und Hilfskörper spielen, ist bislang, soweit ich sehen kann, ungeklärt. Es könnte durchaus sein, dass bestimmte Erregungsmuster Vergleichsgrößen hervorrufen, an denen das Neue und Unbekannte gemessen wird; zumindest würde das den ökonomischen Prinzipien unseres Organismus entsprechen, der alle möglichen Abkürzungen nutzt, um schnell zu orientierenden, sensuellen Ergebnissen zu kommen.

Ab wann man in diesen verschachtelten Prozessen allerdings von Werkzeugen sprechen kann, muss einer späteren Klärung vorbehalten bleiben, da auch der Begriff Werkzeug ein sehr weiter und dehnbarer ist. Da er nach der kulturhistorischen Schule das Bewusstsein erst konstituiert, kann man nicht das Bewusstsein als Kriterium verwenden. Es muss also eine Art vorbewusster Werkzeuge geben, wobei auch hier unentschieden bleibt, wie ein solches aussehen könnte oder was als solches gelten könnte. Ist beispielsweise die Aufmerksamkeit bereits ein Werkzeug, oder erst die Verschiebung und Verlagerung der Aufmerksamkeit, ist das Denken ein multifunktionales Werkzeug, oder erst die Denkfigur, das Vorstellungsbild, die Hilfskonstruktion, das Modell? Was würde man als Werkzeug bezeichnen, wenn ein Lebewesen, das ein zu kurzes Bein hat, einen Niveau-Sprung im Gelände bevorzugt, um sich rasch fort zu bewegen, den Niveau-Sprung, das Erkennen der eigenen Besonderheit, die Anpassung der Fortbewegung an das Gelände oder das Ausschauen des Geländes nach der Eigenart der Fortbewegung oder die Leistungen des Gleichgewichtsorgans, das die Entscheidung förderte? Die verschiedenen Stufen von Werkzeugen von sachlich, gegenständlichen und technischen bis zu wissenschaftlich, psychologisch und kulturellen werden in der kulturhistorischen Schule nach der materialistischen Vorlage in einer Folge und Richtung gesehen, die sich quasi von bäuerlichen Gerät bis zur Poesie emporschwingt. Die Theorie folgt dabei immer einer anderen Dreiecksvorstellung, einer sehr alten modellhaften Veranschaulichung, die unter der Bezeichnung „semiotisches Dreieck“ seit Platon/Aristoteles bekannt ist. Interessanterweise ergibt sich daraus eine Gegenstandstheorie mit erstaunlichen romantischen Zügen. Gegenstände haben eine Vielzahl von Aspekten, von denen nur einige sichtbar und für das Subjekt zu „Motiven“ werden, die ihrerseits Tätigkeit in Gang setzen.

Die übrigen Aspekte bleiben verborgen und erinnern an das Eichendorffsche „Lied“, das in allen Dingen schläft und nur durch das Zauberwort erweckt wird. Ob es dieser unvermeidliche romantische Zug in allem Materialismus war, der die Wygotski-Schule im Stalinismus in Ungnade hat geraten lassen, kann nur vermutet werden, die anderen Konstrukte der „Verinnerlichung“ und „Veräußerlichung“, das Bedeutungsgefüge der Kultur und die notwendige Beachtung des Subjekts reichten sicherlich auch schon aus, um den sozio-kulturellen Konstruktivismus politisch zu ächten.

Das semiotische Dreieck, dem auch die Wygotski-Schule implizit und explizit folgt, ist ein das gesamte Abendländische Denken beherrschendes Modell. Was in diesem Dreieck die Position C einnimmt, hängt einerseits, von der Themenstellung und Veranschaulichungs-aufgabe ab und andererseits von der zugrunde liegenden Erkenntnis- und Zeichentheorie. Da seine Verwendung so alt und allgegenwärtig ist, könnte man jetzt in eine ausgedehnte Würdigung der Sprachwissenschaften, Semiotik und Erkenntnistheorie einsteigen und die aristotelischen, scholastischen, rationalistischen, empiristischen und modernen Auffassungen diskutieren, was aber nicht die Vorliebe fürs Dreieck erklären, oder auch Hinweise auf die „vorbewussten Werkzeuge“ geben könnte. Es handelt sich genau betrachtet um ein multiples Dreieck, oder um ein iteriertes Dreiecksverfahren, da man in diese Veranschaulichung hineinzoomen und weitere Dreiecke finden kann, was letztlich zur Triangulatur führt oder zu Sirpienski's Darstellung des selbst-ähnlichen Dreiecks. Vielleicht ist die Geometrie des Dreiecks darum so faszinierend und zur Veranschaulichung komplexer Verhältnisse geeignet, weil alle Linien, die man in ein Dreieck einzeichnet (Winkel- und Seitenhalbierende und Höhenlinien) immer wieder Dreiecke produzieren, für die das nämliche gilt. Dieser Sachverhalt zusammen mit unserem Körper und seiner Achsialsymmetrie könnte eine Antwortrichtung vorgeben, denn der eigene Körper könnte als das erste vorbereitete Werkzeug figurieren und als die Grundlage einer stabilen Dreiecksvorstellung, die aus der Bewegung von zwei Körperteilen resultiert. Zwei Augen sehen ein Ding, zwei Arme greifen nach einem Objekt, zwei Beine legen eine Wegstrecke zurück und erreichen ein Ziel. Raum wird auf diese Weise dh in der Bewegung erfahrbar und stiftet damit die Möglichkeit, mich zu dem gleichgültig anwesenden Gegenstand zu verhalten, ihn zu positionieren, mich in Relation zu ihm zu begeben und ihn schließlich dadurch zum Erkenntnisobjekt zu machen.

Die geheimnisvollen Zusammenhänge, die sich hinter dem sogenannten „Körperschema“ verbergen, also der Zuordnung von Körperteilen und -partien zu Arealen des sensorischen und des motorischen Kortex, über die es noch immer nur Vermutungen und Theorien gibt, könnten möglicherweise Hinweise auf unsere „vorbewussten Werkzeuge“ geben und darüberhinaus Aufschluss über zugrunde liegende Geometrie und Symmetrie. In diesen Gedanken und Theoremen treffen Wahrnehmung, Vorstellung, Neurologie, Anatomie, Physiologie, Psychiatrische Krankheitsbilder, Projektionen, Assoziationen, Bildtheorien, Philosophie, Alchemie, Kulturgeschichte und Kunst aufeinander und erzeugen ein wildes Durcheinander, in dem es von Krücken, Prothesen und Hilfskonstruktionen wimmelt.

Prominenteste epistemische Hilfskonstruktion darin ist die Theorie vom Körperschema im Kopf, auch „Homunculus-Hypothese“ genannt.

05 Jack in the Box oder Homunculus im Theater

Wenn wir uns selbst als Black Box betrachten, also bescheiden unser Nicht-Wissen über uns selbst eingestehen und aus den Beobachtungen von Input und Output Hypothesen über die Vorgänge innerhalb der black Box bilden, versteht es sich nahezu von selbst, dass eine Verdoppelung unseres eigenen Selbst einen prominenten Platz unter diesen Hypothesen einnimmt.

Nach der Hilfsvorstellung der „Schachtel in der Schachtel“ denken wir uns eine verkleinerte Ausgabe unseres Selbst als Bewohner unseres Körpers oder unseres Hirns, stattdessen diese, ähnlich wie im religiösen Anthropomorphismus, mit allen unseren Fähigkeiten aus und hoffen auf diese Weise Bekanntes zur Orientierung in unwegsamem und unbekanntem Gelände nutzen zu können.

Das Werkzeug, das Hilfsmittel, die Krücke, die wir dazu benutzen ist die Projektion, in diesem Falle eine introjektive Projektion, d.h. wir transportieren oder übertragen ein Bild von etwas in einem anderen Raum und hoffen, dass auf dem Übertragungsweg keine Information verloren geht und dass das ankommende Bild verzerrungsfrei und lückenlos dem entspricht, das wir abgeschickt haben. Vom physikalisch-optischen Vorgang der Projektion wissen wir aber, dass durch das Zusammenspiel aller beteiligten Medien (Licht, Bild, Linse und Projektionsfläche) Verzerrungen und Verluste nicht ausgeschlossen werden können. Projektionsfehler sind nicht nur als Beurteilungs- und Beobachtungsfehler bekannt, sondern auch aus der mathematischen und kartographischen Projektion, aus der statistischen und der linguistischen und aus den bildgebenden Verfahren der Medizin.

Die Projektionstheorie, von der hier die Rede ist, ist ihrerseits selbst wiederum eine Hilfskonstruktion, die zwischen Anatomie, Neurologie, Physiologie und Psychologie der Wahrnehmung dazu dienen sollte, die Vorgänge verständlich zu machen. Ausgehend von der Hilfsfigur der Camera Obscura war man lange davon ausgegangen, dass unser Sehorgan auf die Netzhaut Bilder projiziert, und dass diese sodann in einer weiteren Projektion auf den dafür zuständigen Projektionsflächen (zB im visuellen Cortex) abgebildet werden. Eins zu Eins-Projektion, oder Punkt für Punkt-Mosaik war das Modell, Projektionsbahnen wurden angenommen, die Nervenverbindungen wurden im Verständnis von Kabeln in afferente (zentripetal-sensorische) und efferente (zentrifugal-motorische) eingeteilt und der sensorische Cortex mit dem motorischen durch Assoziationsbahnen miteinander verbunden. Da die Neuroanatomie oder topische Hirnforschung für alle Vorgängen physikalische Substrate braucht, mussten die Fragen des Bewusstseins, des Geistes, und andere schwer fassbare und womöglich immateriellen Vorgänge Probleme bereiten.

Der aus dem Umfeld der Magie, der Gnosis und Alchemie überlieferte Homunculus, das künstliche, kleine Menschlein wurde explizit wie implizit, als

Helfer im komplizierten Zusammenhängen bemüht, vor allem wenn es galt die Nahtstellen zwischen materiell und immateriell, extensae und cogitans, zwischen Geist und Materie, stimulus und response, Anschauung und Begriff, innen und außen zu überbrücken. Das phantasierte Zwischenwesen Homunculus diente wie in jüngster Zeit der personifizierte Computer aus den KI-Phantasien als epistemische Krücke, mit deren Hilfe man sich überhaupt ein Bild von nicht anschaulichen und kaum zu erforschenden Zusammenhängen machen konnte. So wie einst der „Äther“ als Bild- und Tontransporter, die „Atmosphäre“ als Bedeutungs- und Emotionstransporter oder das „Fluidum“ als Energie- und Fernwirkungstransporter gedient hatten, musste nun das verinnerlichte Double herhalten wenn es galt Präferenzen, Prägungen, Lernen, Gedächtnis, Bewertung, Deutung, Erkenntnis, Sprache und andere Besonderheiten unserer Spezies zu verstehen.

Die l'homme machine musste einen beobachtenden und urteilenden Steuermann haben und diese Instanz erhielt in der Geschichte der Wahrnehmungs- und Erkenntnistheorie unterschiedliche Namen: Homunculus, göttlicher Funke, l'Esprit animal, Pneuma, Seele, Geist, Intuition...etc.

Die technische, mediale und kulturelle Entwicklung liefert ständig neue Modelle, Metaphern, Hilfskonstruktionen, Denkfiguren und Visualisierungen mit denen wir uns einen Reim auf uns selbst machen. Zur Zeit ist es die weitverbreitete Rechenmaschine Computer, die mittlerweile sehr viel mehr kann als Rechnen und alle Bereiche der Welt 3 mit ihren Routinen und Schablonen, Symbolen und Algorithmen durchdringt. Letzte Erzeugnisse dieser Paradigmen erzeugenden Dominanz sind die Systemtheorie und die Spieltheorie, von denen keine Anwendungsfelder verschont bleiben, von der Philosophie über die Medizin bis in die Niederungen der Betriebswirtschaftlehre und der politisch-ökonomischen Entscheidung.

Die „Vitruvianische Figur“ ist ein gutes Beispiel für den Jack in the Box, der an den Krücken der zeitgebundenen Denk- und Darstellungsmöglichkeit geht. Diese Figur taucht bei Vitruv in Rahmen seiner Proportionslehre auf und wird bis zu Le Corbousiers Modulor-Männchen und Ernst Neuferts Standard-Figur bis auf den heutigen Tag verwendet. Bei Agrippa von Nettesheim ist sie das symbolträchtige Abbild der Harmonie der Elemente in dem der Mensch als alles in sich fassender Bezugspunkt imponiert, bei Leonardo und Dürer das Musterstück für das „rechte Maß“. Dass diese Figur den Menschen in ein Quadrat, einen Kreis und diverse Dreiecke einzeichnet, verdankt sich wahrscheinlich der Harmonielehre der Pythagoreer, die Zahlen, Maße und Klänge als abstrakt-magische Gottheiten verehrten. Da, wo wir heute Speicherkapazität und Geschwindigkeit vergöttern, taten die Alten das nämliche mit der Stimmigkeit der Proportionen und der gewählten Harmonie, die sie bestrebt waren aus allem herauszulesen, oder in alles hineinzulesen.

Die Ikonologie dieser metaphysischen Haltung, die Krücken und Werkzeuge des entsprechenden Vorstellens, Wahrnehmens und Denkens haben sich teilweise

unverändert bis auf den heutigen Tag erhalten, teilweise sind sie uns gänzlich unzugänglich und unlesbar geworden.

Das Menschlein in der Phiole sieht heute anders aus, ist durch den talmudisch-kabbalistischen Golem, den romantisch-literarischen Frankenstein, die neuzeitlich aufgeklärten Dr. Jekyll und Mrs Hyde und den elektronisch-anatomischen Cyborg verändert, wenn nicht gar ersetzt worden und taucht in der eklektizistischen Esoterik und dem ungebildeten Durcheinander der Fantasywelten gelegentlich noch auf, meist allerdings ohne jede Kenntnis und Rückbindung an seine einstige Bedeutung; und wozu die Darstellung der Vitruvianische Figur, vor allem in der Leonardo-Version alles erhalten muss, lässt sich kaum ohne Sarkasmus beschreiben.

Das Stichwort "Ikonologie einer metaphysischen Haltung" treibt mich dazu, mein Interesse an Krücken, Werkzeugen und verwandten Objekten näher zu erläutern. Auf B.I.I.D. (Body Integrity Identity Disorder) will ich nicht weiter eingehen, jenes Krankheitsbild, in welchem das Vorstellungsbild vom Körper über die Realität des Körpers zu siegen scheint, aber auf das Konstrukt des so bezeichneten „Körperschemas“ will ich mich noch einmal einlassen, das so vage es auch ist, sich hartnäckig als Homunculus in unserer Vorstellungswelt hält. Schließlich soll ein frei fabulierter Exkurs über den Phantomschmerz das laute Nachdenken abschließen.

„Schließlich muss man sich aller Hilfsmittel des Verstandes, der Einbildungskraft, der Sinne und des Gedächtnisses bedienen, einmal, um die einfachen Sätze in distinkter Intuition zu erfassen, und dann, um durch rechte Zusammenstellung des Unbekannten mit dem Bekannten ersteres zu erkennen, und endlich, um die Dinge aufzufinden, die auf diese Weise miteinander verglichen werden müssen; kurz, es darf kein nur irgend mögliches Mittel vernachlässigt werden.“

Diese Regel XII aus Descartes' *Regulae ad Directionem Ingeii* (posthum, Amsterdam 1701) hat etwas Ermutigendes, etwas Dynamisches und etwas spekulativ den Horizont Erweiterndes, sie ist ein Plädoyer für nicht-scholastische Forscher-Neugier, für Methodenvielfalt, Multiperspektivismus und öffnet gleichzeitig dem *Pensée Sauvage* eines späteren Theoretikers die Tür. Wenn „kein irgend mögliches Mittel vernachlässigt werden darf“ ist auch kein Werkzeug, keine Disziplin, kein Praxiswissen, keine Metapher, keine Überzeugung und keine Theorie von vornherein als abwegig zu disqualifizieren und aus dem Bezirk des Ernstzunehmenden zu verstoßen. Mithin ist es auch legitim, sich mit Bildhaftem im Rahmen von Gedachtem und vorzugsweise sprachlich Ausgedrücktem zu befassen. Dass alle Philosophie auch eine bildhafte Seite habe, wissen wir seit Aristoteles' *Poetik*, Hans Blumenbergs *Metaphorologie* und Bernhard Taurecks kritischer *Ikonologie*, die allesamt versuchen, einerseits das Bild in der Sprache zu identifizieren und zu

analysieren und andererseits dem Sprach-Bild seinen Ort neben Argument, Behauptung und Schluss einzuräumen. Das Denken ist zweifellos stark an die Sprache, ihre Aneignung und Entwicklung gebunden, parallel dazu verläuft aber ein Denken in Bildern, in Gesten, Gerüchen, Tönen und anderen sinnlichen und prozessualen Einheiten, das keineswegs weniger Einfluss auf unser Urteil und Verhalten nimmt.

Dieses als ein Denken zu bezeichnen, erscheint zunächst verwegen, weil wir keine Regeln kennen, kein vorher-nachher, kein entweder-oder, kein sowohl als auch, weil wir darin keine Prämissen und Intentionen erkennen und nur sehr indirekt von den Resultaten auf die Vorgänge schließen können.

Resultate gibt es, auch Veränderungen und Entwicklungen, Lernen ist feststellbar, ebenso Routinen, Gewohnheiten und Stereotype. Gelegentlich gehen die sprachlich-logisch-grammatische Welt und die Bilder sehende-Gerüche wahrnehmende-Töne hörende-sich bewegende Welt ineinander über, was sich nach der Erzogenheit des Individuums unterscheidet und nur in träumerischen Zwischenwelten und anderen Übergangssituationen generell und unkontrolliert stattfindet.

Demnach wäre also das neuropsychologische Konstrukt des Körperschemas unvollständig.

Zum einen fehlt die Repräsentanz sämtlicher viszeraler Sinne, d.h. alle propriozeptiven Sensationen hätten keine Projektionsfläche auf dem sensomotorischen Cortex, und zum anderen hätten wir keine Chance, über die verbindenden Assoziationsbahnen Töne mit Bildern, Bilder mit Worten, Worte mit Lageempfindungen und Lageempfindungen mit Tönen zu verbinden. Da wir solches aber alle und ständig tun, können das Modell der aufsteigenden und absteigenden Projektionsbahnen, das Konstrukt des Homunculus und die Vorstellung von einer zentralen Verarbeitung nur sehr unzureichende Modelle sein, schlechte Krücken also und schadhafte oder tote Metaphern, um einen Ausdruck aus der Linguistik zu bemühen.

Hier erinnern wir uns wieder an die zuvor erwähnte Dialektik oder Ambivalenz der Krücke, die einerseits ersetzt und andererseits ermöglicht. Metaphorisch verstanden, ersetzt sie unser Unwissen durch ein Bild und dieses Bild ermöglicht es uns, Hypothesen zu bilden, die, wenn sie in der Realitätsprüfung nicht genügen zur Revision des Bildes führen, mithin zum Auswechseln der Krücke.

Nun gibt es aber in Descartes' Regel N°12 bezeichnenderweise die „rechte Zusammenstellung des Unbekannten mit dem Bekanntem, um ersteres zu erkennen...“ und darüber hinaus noch die Aufgabe, „die Dinge aufzufinden, die auf diese Weise miteinander verglichen werden müssen“..., wie soll das möglich und zu bewerkstelligen sein ?

Descartes empfiehlt, alles zu verwenden, dessen man habhaft werden kann, aus allen erreichbaren Quellen zu schöpfen, da ein Kunststück zu vollführen sei. Unbekanntes durch Vergleich mit Bekanntem zu erkennen und nicht etwa nur,

dass es ein Unbekanntes sei, sondern auch auf welche Weise es sich unterscheide und von welcher Beschaffenheit das Unbekannte sei. Da ich also Unbekanntes nur mit Hilfe vom Bekanntem erkennen kann, muss ich unter dem mir Bekannten dasjenige auswählen, das sich für den anstehenden Vergleich eignet („rechte Zusammenstellung“) Ich instrumentalisieren das Bekannte, um das Unbekannte mit seiner Hilfe zu erkennen, was aber nur unzureichend gelingen kann, da alle Modelle neben der Ersatzfunktion auch die Verkürzungsfunktion aufweisen (H.Stachowiak). Ich bin also genötigt, mich mit meiner Brille, meiner Krücke, meiner unzureichenden Messlatte dem Unbekannten zu nähern.

Dieses bezeichne ich als den „verstellenden Effekt“ von Vor-Bild, Brille, Modell, Muster, die auf diese Weise zur Krücke werden.

Auch Metaphern sind Hilfsmittel und als solche dialektisch. Sie haben auch den ermöglichenden und verstellenden Effekt. Parallel zur einmal gewählten Metapher andere auszudenken fällt schwer, Wenn Metaphern unkritisch tradiert werden, kann das zu „metaphorsicher Monokultur“ führen und die ist für unseren Geist-Seele-Leib-Organismus sogar schädlich.

Wenn alle Modelle, Muster, Perspektiven, Bilder und Denkfiguren die genannten Ambivalenzen aufweisen, wenn der Homunculus ein deprivierter Kretin und das verinnerlichte Körperschema ein gelerntes und unvollständiges ist, müssen spürbare Verluste auftreten.

Wenn wir Menschen alles instrumentalisieren können, alles zum ebenfalls ambivalenten Werkzeug machen können und jedes Werkzeug ein Hilfsmittel ist, ist auch jedes Hilfsmittel ein ambivalentes, wie jedes Medikament, jede Erfindung, jede Technik, jede Kunst.

Wenn jeder Augenblick der Konkurrent des nächsten Augenblickes ist, jede Entscheidung eine Entscheidung für etwas und gegen etwas ist, jede Entwicklung ein Nicht-mehr und ein Noch-nicht ist, dann ist die Krise der Normalzustand, das Patt unser Alltag und die Philosophie ein Art von Phantomschmerz.

Diese eigentümliche Sensation tritt in der Regel nach einer Amputation und nach entfernenden chirurgischen Eingriffen auf. Erklärt wird der Phantomschmerz mit der Störung des Körperschemas, worauf man sich nach anderen, mittlerweile widerlegten, Auffassungen geeinigt hat.

Auch diese Erklärung ist umstritten, da das Körperschema umstritten ist, denn das Konzept fußt auf problematischen Vornannahmen, die teilweise ins Magische, Esoterische und Exotische zurückreichen.

Schmerz generell ist ein heikles wissenschaftliches Thema über das es nicht einmal in der Physiologie hinreichend klare und übereinstimmende Theorien gibt. Selbst das „biopsychosoziale Konzept“ des Schmerzes, das wie der Name sagt, alle möglichen Variablen zu berücksichtigen versucht, muss immer wieder vor der Subjektivität und Affektivität der Schmerz-Erfahrung und der entsprechenden Äußerung kapitulieren. Versuche eine Maßeinheit zu finden, wie etwa das Dol (von lateinisch dolor, nach Hardy, Wolff und Goodell) ist ebenso umstritten wie die Rating Scales und die Eigenschaftslisten aus dem Schmerzfragebogen von Roland Melzack (NY , 1973)

„Flimmernd, bebend, zuckend, pulsierend, pochend, mahlend, hämmernd, knallend, blitzend, emporschießend, pieksend, quälend, bohrend, spitz wie ein Dolch, stechend, scharf, schneidend, zerfleischend, kneifend, drückend, nagend, krampfartig, erdrückend, zugespitzt, ziehend, reißend, heiß, brennend, siedend, ausdörrend, prickelnd, juckend, schmerzend, stichelnd, dumpf, wund, Leiden erzeugend, heftig zupackend, schwer, weich, Spannungen erzeugend, gierig, zersplitternd, ermüdend, erschöpfend, krank machend, erstickend, Angst einjagend, schrecklich, grausig, peitschend, aufreibend, mörderisch, fies, tödlich, erbärmlich, blind machend, nervtötend, lästig, jämmerlich, stark, unerträglich, sich ausbreitend, ausstrahlend, durchdringend, durch Mark und Bein gehend, heftig, betäubend, zerquetschend, Tränen treibend, kühl, kalt, eisig, unleidlich machend, widerlich, niederschmetternd, fürchterlich, folternd“

kann er sein, der Schmerz, aber seiner Subjektivität wegen gewiss auch vieles andere, was nicht in dieser Aufzählung zu finden ist.

Einig ist man sich lediglich in der Unterscheidung von akutem und chronischem Schmerz, aber schon bei der Behandlung dieser beiden Schmerztypen gehen die Meinungen wieder auseinander. Schmerz scheint ähnlich wie Berührung eine jener Sensationen zu sein, die wegen ihrer Intimität, Subjektivität und Ambivalenz sich jeder Erforschung hartnäckig widersetzen. Die Tabuisierung ist ausgeprägt und die Kommunizierbarkeit eingeschränkt, was Anteilnahme zur Höflichkeit werden lässt und die unüberwindlichen Grenzen zwischen Personen scharf markiert.

Der Phantomschmerz bereitet Medizinern noch mehr Kopfzerbrechen, denn in ihm scheint das fehlende Glied im Schmerz wieder anwesend, oder auch nur im Schmerz anwesend. Es verwundert also nicht, dass eine solche vortäuschende Empfindung in ein quasi okkultes Phänomen umgedeutet wurde und Anlass zu mancherlei Theorien gab, bis hin zu der Äußerung, dass wir nur im Schmerz unserer verlorenen Existenz inne werden.

Meine metaphorisch-ironische Verwendung des Begriffs entspringt und entspricht einem künstlerischen Projekt mit dem Titel „Philosopher's Toys“ und einer ausgedehnten Beschäftigung mit dem Phänomen Modell und seiner Theorie.

Modelle zählen zu den dialektischen Krücken und ambivalenten Werkzeugen der Erkenntnis, sind notwendig, lästig, interessant, gefährlich und meist nicht vorhanden wenn man eines von ihnen benötigt. Es sind dynamische Gebilde, die einerseits noch im fossilen Zustand ihren Part leidlich spielen, andererseits durch ständigen Gestaltwandel und intellektuelle Moden so entstellt sind, dass sie zumeist rekonstruiert werden müssen, um erkennbar zu sein. Ein großer Teil von ihnen ist soweit ins kollektive Unterbewusstsein abgesunken, dass er mit genuiner Kultur, wenn nicht gar mit Naturgesetzen verwechselt wird. In aller Regel wird ihr approximativer, hypothetischer und heuristischer Charakter interessiert übersehen und nur im Konfrontationsfall zur Relativierung dienlich gemacht. Ein kritischer Modellismus wurde, obwohl vorgeschlagen, bislang nicht entwickelt, ebenso wurden kaum nennenswerte Bemühungen zur Etablierung einer Modell-Ethik unternommen, auch ist eine einschlägige Lehre an entsprechenden Institutionen nicht eingerichtet, obwohl wir kaum etwas dringlicher brauchen als Neue Modelle.

Beim Projekt „Philosopher's Toys III, HILFSFIGUREN, epistemische Schatten und Schablonen“

standen die „Allgemeine Modelltheorie“ von Herbert Stachowiak und die Werkzeugtheorie der Kulturhistorischen Schule von Wygotski, Luria und Leontjew Pate, vermischten sich mit den Einsichten in die objektive Seite der Kunst von Sir Herbert Read und ergaben zusammen mit dem Ansatz

der „Kritischen Ikonologie“ von Bernhard Taureck , den „Übergangsobjekten“ von Winnicott, den Leonardo Analysen von Joachim Schumacher, den Theorien des *Objet trouvé* von Christian Kellerer und der eigenen „Künstlerphilosophie“ ungefähr folgendes Bild:

Es scheint Bilder und Objekte zu geben, deren formale Strukturen so einfach und anregend sind, dass sie als Hilfsfiguren der Erkenntnis angesehen werden können.

Diese „Auxiliare“ sind überall wirksam, werden aber so gut wie überhaupt nicht thematisiert, wahrscheinlich weil es zumindest in Westeuropa als unfein gilt, geistige Phänomene und Leistungen auf ihre zweifellos vorhandenen trivialen und materialen Wurzeln zurückzuführen. Nicht etwa im Sinne der Voraussetzung und ermöglichenden Ausstattung ist diese Frage interessant, das liefe auf die Beschäftigung mit der Intelligenzproblematik, der Lerntheorie, geeigneter Pädagogik und anderem Geläufigen hinaus, sondern Fragen der Heuristik, der Interpretation des Vorgefundenen (Hermeneutik), der Übersetzung in einen anderen Aggregatzustand (Metaphorik) sind es, die in diesem Zusammenhang vernachlässigt werden.

Das leidige Problem der Induktion, das seit Aristoteles die Gemüter bewegt und zu den unterschiedlichsten Auswegen geführt hat, samt den Ausflüchten in die statistischen Wahrscheinlichkeiten steht im Mittelpunkt der Frage, inwieweit das menschliche Wissen auf induktive Weise erweiterbar sei. Seit Hume ist das unmöglich und trotz John Stuart Mill, Peirce, Carnap und vielen anderen., trotz der Denkpsychologie, den Sozialwissenschaften und den Versuchen der Artificial Intelligence Liga scheint es bislang keinen befriedigenden Gegenbeweis zu geben. Es könnte sein, dass das an der Fixierung auf schlussfolgernde Logik liegt, auf Wahr-und Falschaussagen unter Auslassung jedweder offenen Möglichkeit.

Was in den bisherigen Debatten fehlt, ist das Experiment mit offenem Ausgang, ohne beflissene Wahrscheinlichkeiten und rechthaberische Teilwahrheiten, das möglichst angstfreie Probehandeln, wie man das Denken einmal genannt hat und jene freundliche Fehlertoleranz, die im allgemeinen Problemlösen meist kaum zu finden ist. Ob vielleicht das Problem im Medium Philosophie zu suchen ist, ob es möglicherweise ihrer Schwester der Kunst vorbehalten bleibt, es mit ganz anderen Mitteln und Werkzeugen zu bearbeiten und dadurch weiterzubringen ?

Einer positiven Beantwortung dieser bescheiden-kühnen Frage steht im Grunde seit der Konrad Fiedler Rezeption von Herbert Read und der daraus gewonnenen Einreihung der Kunst in die Erkenntnismethoden kaum etwas im Wege, es sei denn die alte Angst der Künstler vor dem angemäßen Primat der Wissenschaften. Auch mit der 12.Regel des Descartes verträgt sich jenes Zagen nicht, denn in Zwangslagen kann man sich bei der Suche nach Auswegen nicht

lächerlich machen, man kann sich höchstens irren und das wäre allemal ehrenwert.

Es kann auch einen Phantomschmerz geben, der nicht durch Verlust einstmals Besseren, sondern durch die Abwesenheit eines dringend Gewünschten auftritt.

Das sähe dann der romantischen Sehnsucht, dem Liebeskummer und der Entbehrung ähnlich, dem Schmerz, den mir mein ungeborenen Phantom-Zwilling bereitet und jenem Weltschmerz, der die Abwesenheit von Großartigkeit, Schönheit, Glanz und Anmut beklagt, und selbst jenem infantilen Schmerz, nicht fliegen, nicht alles wissen, nicht das Firmament umarmen zu können.

Diese Arten existentiellen Phantomschmerzes kann durch das Altern gleichermaßen hervorgerufen, wie gemildert werden, Schmerztoleranz ist schwierig und muss und kann aber geübt werden. Wie die meisten Schmerzen hat auch der existentielle Phantomschmerz die Tendenz zu generalisieren, wodurch die eindeutige Lokalisierung erschwert wird.

Es können aus dem Konkreten ins Abstrakte gewendete Fehlbestände sein, die diese Art von Phantomschmerz erzeugen und die Verwendung von Krücken notwendig machen, kulturelle Desiderate, soziale Mangelerscheinungen, unbefriedigt bleibender Zuwendungs- und Anerkennungsbedarf, auch die prinzipielle Unmöglichkeit, etwas zu sehen, wie beispielweise die gleichzeitige Ansicht einer Sache mit eigenen und fremden Augen, oder die schicksalshafte Gebundenheit an meinen Stand- und Existenzpunktes mitsamt seiner Relativität, die ich nicht aufheben kann, das eigene Sehen nicht sehen zu können, die Innen-Außern-Spaltung kaum je verlassen zu können, kurz alles das, was in der Einleitung dieses lauten Nachdenkens und Selbstgespräches zur Feststellung unserer Dürftigkeit und Bedürftigkeit führte.

Prothesen, Hilfsmittel, Krücken und Phantomschmerz scheinen unumgängliche Bestandteile der *conditio humana* zu sein; wie viele Krücken ich bewege, ist gleichgültig, wichtig allein ist die Grazie, mit der ich sie bewege.

Die vielen angewachsenen Prothesen, die wir im Lauf eines Lebens ansammeln, der perfekt eingeübte und nahezu automatisierte „Krückengang“, der allemal leichter fällt als der „aufrechte Gang“ und die vielen kosmetischen Unverzichtbarkeiten seien unserer intelligenten Aufmerksamkeit empfohlen.

Die Frage „Wozu?“ soll nicht moralisch und aufklärerisch beantwortet werden, obwohl das sehr nahe läge, sondern operational und pragmatisch:

um uns leichter und freier bewegen zu können.

01 Dürftigkeit, Bedürftigkeit und Innerlichkeit

Ich gehe davon aus, dass wir hinfällig sind.

Wir sind im Sinne der Biologie schlecht angepasst an unseren Biotop, haben, da grundsätzliche und lebenserhaltene Funktionen unterentwickelt sind, schützende und verstärkende Techniken erfunden, ausgebildet und verfeinert, dadurch unseren Intellekt geschult und ihn zu einem universalen Werkzeug gemacht, das, da es ein lernendes System ist, Eigendynamik entwickelt, die uns selbst potenziell und existenziell bedroht.

Im Versuch, die Lebensspanne zu verlängern, sind wir weit fortgeschritten, die dadurch entstandenen frierenden Hirne in unbeweglichen Körpern haben wir sozio- kulturell noch nicht bewältigt und die integrativen Fähigkeiten unserer Spezies nimmt im gleichen Maße ab, in dem die Diversität unserer multiplen Welten und Wirklichkeiten zunimmt.

Ein Verlustschrei geht durch die eine Hälfte der Welt, während die andere auf der kreatürlichen Suche nach Nahrung in einem Zustand des Simultan-Atavismus stumm zu überleben versucht.

Am selben Tag klagen die einen über Mangel an Trinkwasser und die anderen über Mangel an Unmittelbarkeit, die einen drohen zu verdursten, die anderen zu verkümmern und beiden ist aus unterschiedlichen Gründen schwer zu helfen.

Gewiss, ich kann davon absehen, mich meiner relativen Sicherheit erfreuen und meinen Neigungen nachgehen, mir Gedanken über Wissenschaft und Kunst machen, mich zuträglich ernähren, meine Medikamente einnehmen, mir wirtschaftliche Sorgen machen, kann mir Pläne zurechtlegen, wie ich den Gefahren in meinen individuellen Leben möglichst geschickt begegne... etc. aber die Bedürftigkeit bleibt, Bedürftigkeit in jedweder Form und bezogen auf die unterschiedlichsten Dinge und Zustände.

Dieses ständige Verlangen nach etwas, das nicht da ist, diese ewige Unruhe unseres Gemütes, dieser quälende und kaum zu stillende Hunger, diese umtreibende und Gespenster schaffende Sehnsucht...? was ist das, was uns zur Arbeit treibt, zur Reise, zur Anstrengung, zur erhöhten Aktivität, zum Wagnis ? Grundverfassung der menschlichen Existenz sagt die Psychologie und scheint das Mängelwesen Mensch im Mangelzustand seines Lebens in einer mangelhaften Welt als das Gegebene hinzunehmen und die ausgeglichene Bedürfnis- Befriedigungsbilanz als den großen und seltenen Ausnahme- und Glücksfall zu begreifen. So als wären das keine seriösen Fragestellungen kommen in meinen alten philosophischen Wörterbüchern weder Bedürfnisse, noch Bedürftigkeiten vor. Unter „Motiv“ findet man allerdings Schopenhauer erwähnt, der unter Motivation eine Art psychischer Kausalität versteht, quasi „die Kausalität von innen gesehen“(Thormeyer, Phil.Wörterbuch, Berlin 1919)

In „Die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“1813 schreibt Schopenhauer:

»Ursache« ist niemals ein Ding, stets eine Veränderung (aktueller Kausalbegriff). Die Ursache im engeren Sinne ist der Zustand der Materie, der, indem er einen anderen mit Notwendigkeit herbeiführt, selbst eine ebenso große Veränderung erleidet, wie die ist, welche er verursacht (Gleichheit von Wirkung und Gegenwirkung). Im Organischen treten die Ursachen als Reize (ohne äquivalente Gegenwirkung) auf, im Handeln als Motive, welche nur unter Voraussetzung eines inneren Triebes (des Charakters) wirken. »Bei jedem wahrgenommenen Entschluß sowohl anderer als unser selbst, halten wir uns berechtigt, zu fragen: Warum? d.h. wir setzen als notwendig voraus, es sei ihm etwas vorhergegangen, daraus er erfolgt ist, und welches wir den Grund, genauer das Motiv der jetzt erfolgenden Handlung nennen.«

„Die Einwirkung des Motivs wird nicht bloß von außen und mittelbar, sondern zugleich von innen, ganz unmittelbar erkannt. »Hier stehen wir gleichsam hinter den Kulissen und erfahren das Geheimnis, wie, dem Innersten Wesen nach, die Ursache die Wirkung herbeiführt: denn hier erkennen wir auf einem ganz anderen Wege, daher in ganz anderer Art. Hieraus ergibt sich der wichtige Satz: *die Motivation ist die Kausalität von innen gesehen.*«

Bedürfnis, Need, empfundener Mangel, Triebfeder, Motiv. „von innen gesehene Kausalität“, wie geht das zusammen, wie habe ich mir das vorzustellen ? In Schopenhauers Diktion heißt „innen“ meist so viel wie charakterologisch-psychologisch, und damit verweist er Motive und Bedürfnisse eindeutig in die Zuständigkeit der Psychologie, die er ganz offensichtlich anderes behandelt als Philosophie und Logik. Er offenbart in dieser Textstelle aber eine sonderbare Bilderwelt, die alte Philosophentradition zu sein scheint. Wie Platon das Höhlengleichnis braucht, um in schlaue gedachte, aber dennoch verräterischer Metaphorik seine Ideenlehre darzustellen, so benutzt auch Schopenhauer Bilder einer physiologisch gedachten Bühnenkunst, wenn er versucht um die philosophisch-psychologische Klippe des Bewusstseins herumzukommen. Plötzlich steht er „hinter den Kulissen“ und „erkennt auf andere Weise“, dh, unmittelbar, wie es die Ursachen schaffen, Wirkungen zu erzeugen. Da muss doch erlaubt sein, zu fragen welches Stück in welcher Dekoration hier aufgeführt wird und wie Unmittelbarkeit mit Innen gleichgesetzt werden kann. Das Stück heißt: „Wer erklärt mir meine Bedürfnisse“, ist der Gattung des absurden Theaters zuzurechnen und hat mehrere, schlecht zusammenhängende Akte. Schauplatz ist die Philosophie mit vorgetäuschten geraden Wegen, die durch geschickt arrangierte optische Täuschungen, inklusive Spiegelkulissen erzeugt werden. Ich bin Publikum(P), Akteur(A), Regisseur(R) und Kulissenschieber(K) in einer Person, sitze gleichermaßen vor, auf und hinter der Bühne und in der Regieloge und erlebe und erkenne demzufolge auf dreierlei oder viererlei Arten. Ich schaue mir also selbst zu, stelle mich dar, überprüfe meine Leistung und verändere meine Umgebung. Diese Vierteilung ist durchaus realistisch, denn es lassen sich viele Situationen (Szenen) denken, in denen ich

meine Aufmerksamkeit, Beobachtung, Prüfung und Aktion in dieser Weise aufteile, sogar aufteilen muss. Wenn ich zB Alkoholiker bin, der einen Alkoholiker darstellt, der Regisseur nichts an meiner Darstellung auszusetzen hat, der Zuschauer nicht zwischen Wirklichkeit und perfekter Darstellung unterscheiden kann, ich als heimlicher Alkoholiker öffentlich immer meinen Alkoholismus verheimliche, bleibt einzig der Kulissenschieber, der sieht und weiß wo ich meine obligate Flasche versteckt habe. So ungefähr könnte die Bühnenmetaphorik gerechtfertigt werden.

Heißt „von innen sehen“ genauer sehen, wahrhaftiger und unverstellter sehen, oder wie Schopenhauer meint „unmittelbarer“ sehen ? Was versteht man üblicherweise unter dem mittelbaren und unmittelbaren Wahrnehmen, worin bestehen die Unterschiede ?

Kant führt in seiner „Kritik der reinen Vernunft“ unter dem „4.Paralogismus der Idealität“ aus:

„Ich kan also äussere Dinge eigentlich nicht wahrnehmen, sondern nur aus meiner inneren Wahrnehmung auf ihr Daseyn schliessen, indem ich diese als die Wirkung ansehe, wozu etwas Aeusseres die nächste Ursache ist. Nun ist aber der Schluß von einer gegebenen Wirkung auf eine bestimmte Ursache iederzeit unsicher, weil die Wirkung aus mehr als einer Ursache entsprungen sein kan. Demnach bleibt es in der Beziehung der Wahrnehmung auf ihre Ursache iederzeit zweifelhaft, ob diese innerlich, oder äusserlich sey, ob also alle sogenannte äussere Wahrnehmungen nicht ein blosses Spiel unseres innern Sinnes seien, oder ob sie sich auf äussere wirkliche Gegenstände als ihre Ursache beziehen. Wenigstens ist das Daseyn der letzteren nur geschlossen und läuft die Gefahr aller Schlüsse, da hingegen der Gegenstand des inneren Sinnes (Ich selbst mit allen meinen Vorstellungen) unmittelbar wahrgenommen wird, und die Existenz desselben gar keinen Zweifel leidet.“

und etwas weiter unten sagt er:

Wenn aber der Psycholog Erscheinungen für Dinge an sich selbst nimmt, so mag er als Materialist einzig und allein Materie, oder als Spiritualist blos denkende Wesen (nemlich nach der Form unsers innern Sinnes), oder als Dualist beyde als für sich existirende Dinge in seinen Lehrbegriff aufnehmen: so ist er doch immer durch Mißverstand hingehalten über die Art zu vernünfteln, wie dasienige an sich selbst existiren möge, was doch kein Ding an sich, sondern nur die Erscheinung eines Dinges überhaupt ist.

Unmittelbar hieße demnach: ohne gedankliche Begleitung der Wahrnehmung, ohne ein Schließen welche das Wahrgenommene als eine Wirkung nimmt, von der erst auf eine Ursache geschlossen werden muss. Die dabei getroffene Unterscheidung von innerer und äußerer Wahrnehmung geht von einem Modell der Wahrnehmung aus, das einen mehrgliedrigen Prozess annimmt, bei dem das

erzeugte innere Bild nicht notwendiger Weise der äußeren Gegebenheit entsprechen muss. Nur dieses innere Bild aber kann ich erkennen, alles Übrige sind vage vermutende Urteile, die nicht als sicher gelten können.

Schopenhauer verlegt nun diesen Instanzen-Hader ins Innere, rückt den Prozess also eine Stufe weiter nach vorn und lässt auf diese Weise vermuten, dass man bereits in der inneren Wahrnehmung Zusammenhänge erkennen könne. Er bleibt beim mehrgliedrigen Modell der Apperzeption, versucht die philosophische Differenzierung Kants quasi als „Bühnenzauber“ zu überholen. Durch die Einführung eines vorgängigen „inneren Triebes“ an dieser schwierigen Stelle zwischen Innen und Außen hat er zwar eine einleuchtende weitere Instanz geschaffen, muss sich zu ihrer Legitimierung dabei aber mit der „unmittelbaren Wahrnehmung“ behelfen.

Nun ist aber alles Unmittelbare, Jähe, Spontane und Unreflektierte von jeher mit Vision und Offenbarung assoziiert. Alle schlagartige Erkenntnis ohne „Missverständnis und Vernünfteln“, Kenntnisse über die verborgenen Mechanismen, Spionage im innersten Zirkel und das Dabei-sein-Dürfen beim Vollzug sind alte Menschheitsträume, die in Theorien, Philosophien und Religionen meist dann gehandelt werden, wenn Aporien, Paradoxien und Unentscheidbarkeiten vorliegen.

In der Philosophie ist die unmittelbare Wahrnehmung eng mit dem verbunden, was „Anschauung“ genannt wurde, wodurch das Phänomen leider keineswegs klarer wird, wie man sich oft in dieser Disziplin durch neue Termini vorübergehend aus der intellektuellen Klemme befreit und die Klärung samt Streit vertagt.

Mauthner versuchte in seinem Wörterbuch den Konflikt Schopenhauer-Kant durch eine Sprachregelung zu lösen. Er sagt, dass reine Anschauung und unmittelbare Wahrnehmung nichts anderes sei, als „Begrifflose Wahrnehmung“ und führt als bildhaftes Beispiel das Kind an, das etwas zum ersten Mal sieht. („den Löwen im Zoo“)

Auch in diesem Argument wird an Begriffen, Gedanken, Spekulationen und Schlüssen etwas Verfälschendes und Verdeckendes gesehen, das der Wahrnehmung in gewisser Weise ihre Unschuld nimmt, ihre Reinheit und Unmittelbarkeit beschädigt. So betrachtet, kann es im Erwachsenenalter keine unmittelbare Wahrnehmung mehr geben, da der größte Teil der Perzepte bereits sprachlich- begrifflich vermittelt und sozial verortet ist. Nach Kant ist nur die innere Wahrnehmung eine unmittelbare Wahrnehmung, die Apperzeption im Urzustand, was entweder eine tautologische Aussage ist, oder eine verwegene Behauptung, denn wenn es innere Wahrnehmung, also Introjekt ist, befindet sich nichts mehr zwischen meiner Wahrnehmung und mir, sie kann durch diese Prämisse nichts anderes sein, als unmittelbar. Auf der anderen Seite - und das wird wahrscheinlich Schopenhauer dazu angeregt haben, hier sein Kausalitätsprinzip unterzubringen, das in besonderem Maße durch Motive bestimmt wird, also durch die Bedürfnisse des Wahrnehmenden- bleibt doch sehr fraglich, wem die Introjekte auf ihrer Reise ins Innere des Bewusstseins,

denn so in den Vorzimmern des Bewusstseins alles begegnen. Motiven, Bedürfnissen, Neigungen und Interessen werden sie sicherlich begegnen, aber auch Phobien, Phantastereien, Bereitschaft zu Verzerrungen, Selektivität und anderen stilbildenden Vorgaben. Ob dann noch von unmittelbarer Wahrnehmung gesprochen werden kann, ist recht zweifelhaft, denn gerade die innere Wahrnehmung kann auch als die problembeladene verstanden werden, zumal da, wo sie der eigenen Vorstellungen und Kausalitätsmechanismen ansichtig wird.

Die Parallelisierungen des Innen mit dem Reinen, Unmittelbaren, Originalen, Offenbaren, Unverfälschten und Kindlichen und die Kontrastierung zum Außen mit seinem Gelernten, Konventionellen, Begrifflichen, Erwachsenen, Irrenden und Interessengeleiteten scheint mir doch ein allzu grober und darum schlechter Dualismus zu sein. Aber es gibt wohl keinen Philosophen, der nicht an dieser Innen-Außen Stelle seine Probleme gehabt und zu Krücken gegriffen hätte.

Descartes greift zur metaphysischen Krücke, Kant, der Descartes kritisiert, zum Ding an sich, Schopenhauer, der Kant kritisiert, zu Motiven der Kausalität und Wittgenstein, der Schopenhauer kritisiert, hebt die Innen-Außen-Differenz sogar ganz auf, indem er in seinem grammatischen Solipsismus, nur das, was einer sagt und tut für entscheidend hält und nicht das, was er sich vielleicht noch dazu denkt. Da gibt es kein „von innen Sehen“, weil das „Innen eine Täuschung“ ist, und zwar eine nach dem Muster, das Ich bewohnt einen Körper und dieser Körper ist Teil der Welt. Wittgenstein denkt das Subjekt weder in der Welt noch außerhalb der Welt, sondern als eine Grenze der Welt, [5.632] mithin also als Sprache, denn „die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt“

So pittoresk die Sammlungen von künstlichen Gliedmaßen, Gebissen, Brillen und Glasaugen auch immer sein mögen, dazu all die Kosmetischen Prothesen, wie falsche Zöpfe und Perücken, künstliche Oberweiten, Cul de Paris, Toupets, martialische Verbreiterungen des Brustkorbs oder verführerische falsche, lange, dunkle und weiche Wimpern, es gibt auch theoretische Prothesen, möglichst unauffällige Imitationen und teilweise abenteuerlich gebastelte Hilfskonstruktionen, die dem Intellektuellen über seine Dürftigkeit hinweghelfen sollen. Da ist an prominenter Stelle die Sprache in der Form des Jargons zu nennen, die Fährten legt, oder Stallgeruch verbreitet. Des weiteren sind Selbstsuggestionen auszumachen, die, wenn sie in schriftlicher Form kursieren, besonders wirksam sind. Eine kleine eigennützige Korrektur in der Vita, die aus dem schlichten Besuch einer Konferenz eine mehrdeutige Teilnahme macht, kann, wenn sie mehrere Male abgeschrieben und kolportiert wurde, die Grenzen zwischen descriptio und fabula so nachhaltig verwischen, dass der Urheber nach 15-20 Jahren oft selbst nicht mehr recht unterscheiden kann.

Neben Jargon und Selbstsuggestion ist das Berufen und Zitieren eine sehr geschätzte Prothese, deren Gebrauch allerdings schon einige Übung voraussetzt. Am besten zitiert man aus dem unveröffentlichten Nachlass dieses oder jenes Großen, oder noch besser aus dem ebenfalls unveröffentlichten Briefwechsel, wodurch man sich als besonders intimer Kenner ausweist, der Zugang zur Witwe, oder den schwierigen Nachlassverwaltern hat. Bei der Auswahl der Autoren kann man aber nicht vorsichtig genug sein, da es ein inoffizielles und höchst labiles Ranking der zitierfähigen Autoren gibt. Doch auch hier gilt, wer nichts wagt und nur die Allerweltszitate verwendet, hat seine Prothese nicht richtig verwendet. Man unterrichtet in diesem Fall seine Art- und Standesgenossen möglichst umgehend von diesem oder jenem Autor und macht sie damit zu Proselyten des Zitierens, wodurch dieser Autor in den Suchmaschinen dieser Welt langsam die vorderen Plätze erklimmt.

Von den sozialen Krücken, den gesellschaftlichen Prothesen in Form vom Mitgliedschaften, Verbandaktivitäten, Einladungspolitik und sogenannter „Gesichtspflege“ will ich gar nicht reden, denn für einen, der halböffentlich wirksam sein möchte, empfiehlt es sich die Klaviatur der Konventionen souverän zu beherrschen, auch wenn er dazu vielleicht keine Lust hat.

Aber auch der Zurückgezogene muss sich in unserer durch den Markt bestimmten Ära ein Profil ausdenken, wenn er nicht als Looser oder sonst wie zu Vergessender gelten will. Jedes Nicht-Mitmachen muss leicht nachvollziehbar begründet sein, wenn man nicht die Spekulationen anheizen möchte, die zwischen Nicht-Nötighaben, Überlastung und heimlichem Nicht-Genügen oszillieren. Wahrhaftige Aussagen in diesem Zusammenhang gerinnen

unter der Hand zu belastenden Missverständnissen mit ungeheurer Klebekraft und Lebensdauer und sind, bei aller Liebe zur Wahrheit und Wahrhaftigkeit unbedingt zu vermeiden.

Aber auch jenseits solchen sarkastischen Scherzens gibt es Krücken und Prothesen für unseren Leib-Seele-Geist-Organismus, die ihn unbenannt und häufig auch fast unsichtbar stützen. Begriffe, Konzepte und Maxime übernehmen diese heimlichen Dienste und führen, da sie selten ausgesprochen und beleuchtet werden, ein Dasein in dunklen Winkeln und schmutzigen Zwischenräumen. Freud hat sich um die letzte Jahrhundertwende getraut, die modrigen Kellerecken zu lüften, hat dadurch eine große Irritation und viele beleidigte Reaktionen hervorgerufen, ganz nebenbei ein ganzes Krankheitsbild (Hysterie) zum Verschwinden gebracht und eine Menge vulgär-psychologischer Missverständnisse erzeugt.

Seine Neurosenlehre ist die Lehre von diesen verborgenen und heimlichen Krücken, deren Gebrauch uns zwar Schmerzen bereitet, ohne die wir uns aber kaum aufrecht halten können. Wir lieben sie dafür, pflegen sie mit Hingabe und verteidigen sie bis zum Äußersten, da wir in der Regel weder das Risiko des Zusammenbrechens unserer Stabilität eingehen wollen, noch uns dem Experiment einer passageren Destabilisierung zum Zwecke einer theatralen Katharsis aussetzen wollen. Ängstlich, wie wir nun mal aufgrund unserer erfahrenen Dürftigkeit und Hinfälligkeit sind, existenziell beleidigt und gekränkt, kennen wir keine Adresse für unsere Beschwerde und unseren hilflosen Zorn und halten uns darum verzweifelt an den Krücken fest und entwerfen weitere solche, um kommenden und phantasierten Missgeschicken und Gefahren gegenüber gewappnet zu sein.

Ist das Arsenal solcher Krücken und Prothesen, mitsamt seinen mittlerweile errichteten Annexen voll, spricht die psychoanalytisch belehrte Psychologin von Charakterneurose und meint damit jene sich in der Öffentlichkeit bewegendes „Persona“, die im bürgerlichen Sinne berechenbar, verlässlich und absehbar agiert und reagiert, die einen Charakter mit bestimmten Zügen ausgebildet hat. Da sich Beurteiler und Beurteilte in einer kulturellen und individuellen psychischen Schicksalsgemeinschaft befinden, gibt es ein Patt zwischen großzügiger Sympathie und rechthaberischer Konkurrenz, was bedeutet, dass weite Strecken des sozialen Lebens einer Lotterie gleichen, um es milde auszudrücken.

Die Moralität der Splitter-und-Balken- Debatte umgehend, erhebt sich Frage, wie man denn Krücke, Prothese, Hilfskonstruktion, Maskenspiel und Mummenschanz ohne Häme einerseits und Exhibitionismus andererseits thematisieren kann.

Da wir weder den archimedischen Punkt einnehmen, noch den absoluten Nullpunkt als Grundlage unserer Messungen verwenden können, und aus Selbsterhaltungsgründen parteiische Pharisäer sind, ist das Aufzeigen und Erörtern wahrscheinlich weder neutral noch indifferent möglich.

Beispiele für das Misslingen solcher Versuche gibt es in Fülle. Als Beispiele möchte ich Kurt R. Eisslers Arbeit über Leonardo erwähnen und andererseits Salvatore Dalis Krücken-Bilder. Erstere kommt nicht ohne Häme und Polemik aus und die letzteren nicht ohne Exhibitionismus. Ausgehend von Freuds problematischer Leonardo-Interpretation von 1910 und der Kritik von M. Shapiro an dieser Arbeit, und anderen weniger sanften Verrissen, versucht Eissler „seinen“ Freud zu verteidigen, indem er in einer Mischung aus vorgefasstem Urteil und dogmatischer Rechthaberei die „Fehler“ oder besser die Kurz-sichtigkeiten Freuds prolongiert. Dali hingegen strapaziert den eigene Konfessionalismus, um nicht zu sagen vollführt einen veritablen Krücken-Striptease, der es nahezu unumgänglich macht, die eigenen Krücken wahrzunehmen.

Beide Erscheinungen sind für sich betrachtet eher harmlose gewagte Einseitigkeiten, da sie aber von Berühmtheiten stammen verleiten sie zur Nachahmung und die sind verhängnisvoll. Im Falle der historischen Psychographie zwar mehr als im Falle des künstlerischen Exhibitionismus, aber allemal ist die indirekte Rechtfertigung für Ähnliches zweifelhaft, sowohl für weitere unberufene Genie-Demontage, als auch für ergebnislose Selbstoffenbarungen. Die Fragen nach Krücken, Prothesen und Hilfskonstruktionen sollten in der Retrospektive nicht den Rahmen des jeweils historisch Denkmöglichen mutwillig und geschmacklos überschreiten, und die Konfessionen nicht den Rahmen des Interessanten.

Sie hingegen so zu stellen, dass ein Erkenntnisgewinn möglich wird, ist schwerer als alles Rechbehaltenwollen, Interpretieren und Spekulieren. Etwas von Decouvrierung und Geständnis wird den Fragen aber wahrscheinlich immer anhängen, sind es doch peinliche und genierliche Untersuchungen, die nach nur ungern Preisgegebenem fragen, und geeignet sind, Fassaden und Brücken zu demolieren, Masken abzureißen und mühsam errichtete Zäune und Schutzwälle wirkungslos werden zu lassen.

Viele der Krücken und Prothesen sind so alt und verbreitet, dass sie zu fest etablierten Kulturgütern wurden, die man allenthalben stolz vorzeigt und mit denen man sich sogar ahnungslos gerne schmückt.

Es ist kein Geheimnis, dass Verdrängen, Rationalisieren, Umdeuten und Schönreden hierher gehört, ebenso wie das Leugnen. Hinwegsehen, sich partout nicht erinnern können und alle übrigen Anwehrmaßnahmen, die unsere Psyche für dergleichen zur Verfügung hat. Aber was machen wir, wenn uns ein Spielverderber Toleranz, Vergebung und das dazu passende Bibelzitat als Krücke vorstellt, mit deren Hilfe wir lediglich unser „Gut-Mensch-Sein“ aufrecht erhalten wollen?

Dann muss man entweder die Schlagfertigkeit von Rostands Cyrano, die geschliffene Sprache von Lessings Nathan, oder die Frechheit von Büchners Valerio besitzen, um nicht ohne Antwort dazustehen oder um eine treffende solche verlegen zu sein.

Man könnte sich auf ein Wortduell einlassen, dem Spielverderber das Nämliche nur in anderem Kostüm nachweisen, selbst einen Ersatz für die Krücke anbieten und den Ersatz anschließend ebenfalls als Krücke darstellen, oder die Flucht nach vorn antreten, indem man zugibt, sich ohnehin nur mit Krücken fort zu bewegen.

Es kann also weder darum gehen, die Krücke ihrer Krückenhaftigkeit wegen zu schmähen, noch den Benutzer als Krüppel oder Schwächling zu diffamieren, sondern allenfalls darum, die Krücke auf ihre Leistungsfähigkeit, Qualität und Zuverlässigkeit zu untersuchen, wenn möglich gemeinsam und neugierig. Dieses setzt eine Kultur des vorauseilenden Wohlwollens voraus, eine besondere Haltung allem Unfertigen, Voreiligen und Fehlerhaften gegenüber, kurz eine souveräne Gelassenheit, die nicht jede Differenz als Angriff auf die eigenen Werte deuten muss.

Es hat wenig Sinn, davon auszugehen, dass derjenige, der eine Krücke benutzt, schwach, krank, oder hilflos sei, lieber ohne sie auskäme, sie ihrer schäme, oder sich immer und ausschließlich auf sie verlasse.

Die merkwürdigsten Krücken sind jene, die man nicht mehr bemerkt, die derart unter die Schwelle des Bewusstseins abgesunken sind, dass die Alltagskonzentration sie wie Körperteile ins allgemeine Schema aufgenommen hat. Wir wissen nichts von unserem Bein, solange es seine Dienste unauffällig verrichtet und nicht irgendwie schmerzt. Ebenso ist uns das Automobil so zur Verlängerung unserer Organe geworden, dass viele Autofahrer völlig ratlos werden, wenn ein Defekt den Aufenthalt in einer Werkstatt notwendig macht. Für die Jüngeren ist das portable Zellulartelefon (in Deutschland „Handy“ genannt) derart zum Lebens bestimmenden Kommunikationsmittel geworden, dass das Prothetische an ihm nicht mehr wahrgenommen wird. Hier geraten Krücken und Prothesen, Ersatz und Hilfen in ein merkwürdiges Zwielficht, in

dem es unklar wird, ob man überhaupt von Krücken und Prothesen reden kann; denn sie ersetzen nichts oder nur sehr indirekt etwas, das zuvor schon etwas anderes ersetzt hat, sie ermöglichen vielmehr, dank technischer Innovationen, neue und attraktive Formen des gesellschaftlichen Umgangs. Nur im Stil eines tündelnden Anthropologismus kann hier von Krücken und Prothesen gesprochen werden, einer Haltung, die im Haus vorzugsweise den Ersatz für die Naturhöhle sieht, in aller Mode den Lendenschurz und in Konkurrenzen das Verhalten zur Paarungszeit.

Die Genealogie der Werkzeuge vom Faustkeil bis zur mobilen elektronischen Entscheidungshilfe wäre demnach eine Geschichte der Prothesen und Ersatzmittel. Wenn man sich auf eine solche einseitige Sicht verstehen will, mag das durchaus seine Berechtigung und seinen Reiz haben. Das eigenartige Faktum, dass zB, die meisten technischen Neuerungen tatsächlich zunächst eine Imitationsphase durchlaufen, bevor sie sich von dem zu Ersetzenden lösen,

spricht sogar dafür. Es wäre gegen diese Betrachtungsweise im Grunde nichts einzuwenden, hätte sie nicht gleichzeitig die Neigung, das Ersetzte nachträglich und nostalgisch zu glorifizieren und es als das Zuträglichere weil Natürlichere hinzustellen.

Sie erliegt dabei meist einer kinohaften Vorstellung vom Urtümlichen, die den Almöhi als schönen alten Weisen vom Berge vorführt, und nicht als den zahnlosen, verschrobenen, hinkenden und unappetitlichen Greis, der er ist.

Den Stock als Verlängerung des Armes, wie er aus der Primatenforschung bekannt ist, würde man wahrscheinlich als Hilfsmittel bezeichnen, weniger als Prothese oder Krücke, da er einerseits nichts physisch Fehlendes ersetzt, oder andererseits nichts Fehlendes funktional kompensiert. Alle drei, die Prothese, die Krücke und das Werkzeug ermöglichen etwas. Die Prothese ermöglicht Unauffälligkeit, die Krücke gewährleistet näherungsweise die Funktion eines fehlenden Teils und das Werkzeug ermöglicht die Erreichung eines gewünschten Ziels.

Die enge Verwandtschaft von Prothese, Krücke und Werkzeug findet sich im Mentalen ebenso wie im Somatischen, im Psychischen ebenso wie im Physischen, in den Res Cogitans ebenso wie in den Res Extensae, in der Welt 2 ebenso wie in der Welt 3.

Die Probleme des Ersetzens, Kompensierens und Zielens sind gleichermaßen intellektuelle Strategien wie physische Aktivitäten und darum interessieren sie im Zusammenhang der Kunst.

Wenn ich etwas ersetze, dann geschieht das aus einem empfundenen Mangel, der verursacht wurde durch einen Verlust oder eine Beschädigung. Entweder möchte ich eine gestörte Symmetrie ausbalancieren, eine schadhafte Stelle ausbessern, eine Reihe komplettieren, einen schmerzlichen Verlust ausgleichen, einen früheren Zustand wiederherstellen. Oft ist das Verlorengegangene nicht wieder zu beschaffen, muss durch etwas anderes Ähnliches ersetzt werden. Der abgebrochene Griff, die zerbrochene Untertasse aus dem großen Service, die linke Figur des Kaminaufsatzes, die Delfter Vase, die zu einem eine Uhr flankierenden Paar von Deckelvasen gehörte, das Alabastermedaillon, das die schöne Großmutter als junges Mädchen zeigt, schöne, sentimentale Stücke sind entzwei, beschädigt, dahin.

Man kann den radikalen Vanitas-Standpunkt einnehmen und davon ausgehen, dass alles mit mir altert, nichts Verlorengegangenes ersetzt wird, nichts Kaputtes geflickt und nur das Allernotwendigste renoviert und überholt wird. Man kann aber ebensogut den Konservatoren-Standpunkt einnehmen und behaupten, dass alles, was von Belang ist, mich überleben muss, damit die Nachkommen sich ein zutreffendes Bild ihrer Herkunft machen können.

Da ich mich selbst nicht erhalten kann, versuche ich die Erinnerung an mich in Objekten, Kunstwerken, Häusern und Kindern wachzuhalten, die zwar auch alle vergänglich sind, mich aber wenigstens überleben sollten.

Ersatz ist immer ein Sekundäres, ein weniger Geschätztes und weniger Wertvolles, es ist eben nur Ersatz für das Originale, das Echte und Ursprüngliches, an dessen Stelle es tritt. Die dritten Zähne sind nicht die zweiten, auch wenn diese mehr schmerzhaftere Probleme bereiten als der perfekte Fremdkörper im Mund.

Ganz besonders schwierig wird der Ersatz, wenn er für Ziele vorgeschlagen wird. Das führt häufig zu krassen Reaktionen, die an der Kompromissfähigkeit des Betreffenden zweifeln lassen, an seinem Erwachsensein und seiner Charakterstärke. Wenn ich dieses oder jenes will, werde ich mich mit keinem Ersatz zufrieden geben, werde ich alles als durchsichtiges Ablenkmanöver kritisieren, was mich von meinem ursprünglichen, vielleicht tatsächlich unerreichbaren Ziel abzubringen versucht und mir den Spatz in der Hand schmackhaft machen möchte. Wünsche und Ansprüche kann man bekanntlich weder erfolgreich abbiegen, noch ungenau abspesen, weder „herunterschrauben“, noch gar ersetzen, ohne dass herbe Enttäuschung zurückbleibt.

Die Situationen, in denen wir spontan und ohne langes Bedenken einem Ersatz zustimmen, sind alle Anlässe für Prothetik, die zwar nicht unsere körperliche Unversehrtheit, aber den äußeren Schein derselben wiederherstellt. Wir machen uns wohl kaum eine zutreffende Vorstellung vom Aussehen älterer Personen der Historie, die wir nur von Jugendbildnissen, oder sonstigen idealisierenden Portraits kennen.

Wenn man in früheren Jahrhunderten an einem vereiterten Backenzahn sterben konnte und die Prothetik noch nicht so weit entwickelt war wie sie heute zum westeuropäischen Standard gehört, müssen die älteren Menschen zum Teil furchteinflößend und abstoßend ausgesehen haben.

Aber man täusche sich nicht über die Raffinesse mit der bereits in der Renaissance und vor allem im Barock die Prothetik betrieben wurde. Porzellan für die falschen Zähne, Pferdehaar für den Unterbau der Perücken, Tischler- und Feinmechanikerarbeit für anatomischen Ersatz. Schon die alten Ägypter kannten Holzarme und Holzbeine und die Medizingeschichte kennt Brillen und andere Korrekturen bereits seit dem 12. Jahrhundert.

Man kann funktionalen Ersatz von kosmetischem unterscheiden, in der Sprache der Prothesengeschichte auch als „Werktagsskralle“ und „Sonntagshand“ bekannt und alles vom Rollstuhl, der Bettelerlaubnis für Krüppel bis zum sogenannten „Sauerbrucharm“, der zwischen den beiden Weltkriegen für die vielen Invaliden entwickelt wurde, erzählt die Geschichte sichtbarer Verstümmelung und kunstvollem, möglichst naturalistischem Ersatz.

Prothesen und künstlicher Ersatz haben nichts von ihrem Schrecken verloren, wie die zeitgenössischen Bilder jugendlicher Minenopfer eindrücklich bestätigen, weil unsere Wahrnehmung Nach- und Mitempfindung als emotionales Echo kennt (imitatorisch-empathische Komponente), die uns beim Anblick grausiger Szenen ebenso zusammensucken lässt, wie sich uns beim Zuhören einer heiseren Sängerin reflektorisch zum Räuspern veranlasst, oder bei filmischem Erleben von Sprüngen in unseren Muskeln imitatorische Anspannungen erzeugt.

In diesen imitatorisch-empathischen Komponenten unserer Wahrnehmung liegen viele Geheimnisse verborgen, die erklären können, warum wir thrill- und unterhaltungssüchtig sind, warum wir Unfalls- Hinrichtungs- und Katastrophenvoyeure sind und warum die Kunst seit eh und je mit dergleichen spekuliert. Der Ersatz hat also zwei entgegengesetzte Motive, eines der Harmonisierung und eines des Schreckens, er operiert auf der Grenzlinie zwischen freudiger, glatter und widerstandloser Wahrnehmung und einer die verstört und schreckt, Widerstände erzeugt und Fluchtgedanken hervorruft. Die emotionale Ambivalenz, das „tremens and fascinans“, oder die „coincidentia oppositorum“ die der Cusaner überall am Werke sieht, erhebt den Ersatz, die Prothese, Krücke und Hilfskonstruktion in den Rang einer Kategorie.

Ich nenne die Elemente dieser Kategorie „Hilfsmittel“ oder „Auxiliare“ und deute damit auf ein Bedürfnis, das aus Mangel oder aus der Idee, etwas herzustellen entsteht und versucht, sich zu behelfen. Die damit herausgestellte Ambivalenz oder auch Dialektik der Hilfsmittel, Krücken, Werkzeuge, Prothesen und Methoden begegnet uns überall. In der Debatte der Mittel und Hilfsmittel tauchen immer wieder jene entgegengesetzten Valenzen auf, die man

auch von der Erörterung des Werkzeugs kennt: ich kann mit einem Hammer ein Eisen schmieden und Nägel einschlagen, ich kann damit aber auch einem anderen den Schädel einschlagen. In dieser Frage, dem Hammer die Schuld zuzuweisen, ist ebenso lächerlich, wie Drogen zu beschuldigen, die Menschen zu verführen.

Da es nichts zu geben scheint, was Menschen nicht als Hilfsmittel und Waffe benutzen können, muss eine Tendenz im menschlichen Handeln zu finden sein, die dieses ermöglicht. Statt eine Liste aller möglichen Hilfsmittel aufzustellen, in der neben Krücken, Prothesen und Imitaten auch Werkzeuge, Muster und Methoden, Zitate, Routinen und rhetorische Figuren aufgezählt werden, scheint es vielversprechender zu sein, das „Instrumentalisieren“ zu untersuchen.

Mit dieser Frage befinden wir uns mitten in der anthropologischen Diskussion über den Werkzeuggebrauch des Homo sapiens. Lange galten in dieser Disziplin die Beherrschung des Feuers, Werkzeuggebrauch und Totenkult als Unterscheidungskriterien zwischen menschlichem und tierischem Leben. Die Theorie von der Steigerung der Körperkräfte durch die Verwendung von Werkzeugen ist geläufig, es bleibt aber zu fragen, ob sie ausreicht, um die Phänomene Spiel, Erfindung, Nachahmung und Umnutzung, oder Zweckentfremdung zu erklären. An den Hebelgesetzen der klassischen Mechanik und den praktischen Verkürzungen des Operationalismus geschult, kann diese Theorie schwerlich zwischen Hilfsmittel aus Magel und denen aus Langeweile oder Übermut spielerisch entstandenen Methode unterscheiden. Gerade heute besitzen wir eine Reihe von Werkzeugen und Geräten, die aus dem Spiel entwickelt wurden, ja es wird sogar das systematische Spiel als Motor der technischen Entwicklung angesehen und eingesetzt. Das Unterhaltungs- und Ablenkungsbedürfnis weniger korrespondiert auf merkwürdige Art und Weise mit dem Mangel und der Bedürftigkeit vieler und zynischer Weise wird mittlerweile das letztere durch das erstere manipuliert und zielgerichtet gesteuert.

Aus zahlreichen Untersuchungen an Primaten und den sogenannten Kulturfolgern unter den Tieren, wie beispielweise Ratten, Sperlingen, Kakerlaken und Krähen wissen wir, dass wir mit unserem Werkzeuggebrauch keineswegs mehr allein sind. Absichtsvolles, gelegentlich sogar geplantes und vorausschauend-strategisches Verhalten wird nicht nur im Tierreich beobachtet, sondern ist überdies mit einem festgelegten Instinktschema nicht mehr zu erklären. Die Forschungsgruppe um Nathan Emery in Cambridge/UK fand heraus, dass Krähen nicht nur Werkzeug benutzen, sondern auch solches herstellen, zB Draht zu einem Haken biegen. Die häufig kolportierte Geschichte von den Krähen von Tokio, den Nüssen, dem Zebrastreifen und den Autos als Nussknacker, verweist darauf, dass diese klugen Vögel zielgerichtet komplexe Zusammenhänge benutzen, was Lernen voraussetzt.

Man vermutet, darüber hinaus, dass sich Elstern im Spiegel erkennen, was so etwas wie ein Bewusstsein ihrer selbst bedeuten würde. Auch dass der Mensch das einzige Lebewesen sei, dass seine Artgenossen töte, stimmt nicht, wie man aus Untersuchungen des Primatenverhaltens weiß.

Tiere haben Umgang mit Objekten, sind zu Handlungen fähig, deren Ursprung und Motiv für uns wie Emotionen aussehen und haben sogar ein Verhältnis zum Entertainment, wie man an rodelnden und reitenden Raben studiert hat.

Nicht nur beim Nestbau, bei der Nahrungssuche, bei der Balz oder anderen arterhaltenden Tätigkeiten, sondern auch im Spiel und im sogenannten Neugierverhalten zeigen einige Tiere variablen und passageren Werkzeuggebrauch.

Worauf, außer auf sogenannte Intelligenz, lassen Instrumentalisierung und Funktionalisierung schließen, welche Voraussetzungen müssen für Mensch und Tier erfüllt sein, damit sie in einem Stock eine potentiellen Hebel, eine potentielle Angel oder auch eine Waffe erkennen.

Es muss zunächst mit der Formerfassung zusammenhängen, die Mensch und Tier dazu veranlasst, Gegenstände aus der Umgebung als brauchbar oder unbrauchbar zu klassifizieren. Jenseits von trial and error scheint es ein Abschätzen zu geben, das primitives Zusammenhangswissen aktualisiert und überträgt, im Sinne von : eine Strecke ist ungefähr so lange, also brauche ich zur Überwindung dieser Entfernung etwas, das mindestens auch so lange ist. In dieser primitiven Art von Analogiebildung kommen - stelle ich mir vor - die Vorentscheidungen über brauchbar oder unbrauchbar zustande. Etwas langes Dünnes wäre eine solche Kategorie oder etwas Flaches und Breites, oder etwas Biegsames aber doch genügend Stabiles. Wenn man im Alltag spielerisch versucht in Situationen, in denen man sich über Benennung von Gegenständen verständigen muss, sich mit derlei einfach Beschreibungen zu behelfen, wird man erstaunt sein, wie weit das trägt.

Bedenkt man die hohe Integration innerhalb der Vorgänge der visuellen Wahrnehmung, die bereits auf der zellulären Ebene und nicht erst auf dem späteren Verarbeitungsweg, für Vergleiche und Unterscheidungen sorgt, dann wird es wahrscheinlich, dass das Abschätzen der Brauchbarkeit auch bereits hier beginnt. Noch bevor die Perzepte in ruhige und bewegte eingeteilt, und unterschiedlichen Ganglienzellen zugeordnet werden, setzt bereits die Wahrnehmung der Kanten und vagen Konturen ein und damit wahrscheinlich auch das Abschätzen der Längen. Diese „Kultur“ des Längenabschätzens wird weitergegeben und wie man aus Wahlexperimenten weiß, durch imitatorisches Lernen erworben.

Krähen einer bestimmten Region beherrschen das Drahtbiegen, andere aus anderen Regionen hingegen nicht, bzw. „noch nicht“; bringt man sie zusammen, entsteht bald eine gemeinsame „Könnerschaft“.

So wie das Amseljunge von seinem Vater das Repertoire der Module seiner Melodien lernt, um sie später umzuändern, weiterzuentwickeln und der

„neuesten Mode“ anzupassen, verhalten wir uns in unserem Werkzeuggebrauch und Methodenbewusstsein auch, d.h. wir erlernen mit allem was wir lernen, auch die Eigenarten und Vorzüge der Krücken und bewegen uns darum oft ohne es wissen mit ihnen fort.

Eines der beliebtesten Hilfsmittel und graphisch notierten Modelle ist das Dreieck. Das sozio-kulturelle Woher, Warum und Wozu möchte ich überspringen und mich sogleich der Kritik des Dreiecks zuwenden, seinen heuristischen Wert untersuchen und seine Archetypenstatus unter die Lupe nehmen.

Gleichgültig ob es aus den Religionen, der Euklidischen Geometrie, der Vater-Mutter-Kind-Trias der Urfamilie, der abendländischen Logik, der Alchemie und Gnosis, dem frühkindlichen Denken oder der Welt der Magie stammt, das Dreieck ist eine ubiquitäre Figur von kaum zu begreifender Dominanz. Als einfachste geschlossene Figur der Ebene nach Euklid kommt sie in beliebiger oder „allgemeiner“ Form vor, eignet sich besonders gut um mit dem Stock in den Sand gezeichnet zu werden, tritt in vielen Sonderformen auf und hat die Babylonisch-Phönizisch-Persisch-Ägyptisch-Hebräisch-Arabisch-Griechische Antike zu einer Vielzahl von Gedanken, Praktiken und theoretischen Lehrsätzen veranlasst. Noch heute versuchen wir, elementare Zustände des Resultierens, des Vermittelns und des Abstammens mit der Dreiecksfigur zu veranschaulichen.

Der durch den Widerspruch und seine Auflösung auf der nächste Ebene dynamisierte Weltgeist in der Hegelschen Dialektik kommt ebensowenig ohne die Dreiecksvorstellung aus, wie die Trinitätslehre des Christentums, die viele Vorläufer hat in der Symbolisierung des Gestern-Heute- Morgen oder anderer Trias-Gottheiten und Verkörperungen. Wenn C der Punkt über der Strecke AB ist, kann das Dreieck in beiden Richtungen gelesen werden, von C als dem (der) Vater/Mutter und A und B als den Kindern, Nachkommen, Ableitungen, Ablegern oder Resultaten. Von A und B aus gelesen kann C als die vermittelnde Instanz erscheinen, als Synthese aus A und B, als Umweg im Sinne von: von A nach B ist nur über C möglich. Das Dreieck kann als Bild für alle Dreiecksverhältnisse verwendet werden, als Nomographie von drei zusammenwirkenden abhängigen Variablen, als Sinnbild des Trialismus, als stabile Entscheidungen und Parteigungen erzwingende Anordnung, als geheimnisvolle Darstellung des Vollkommenen.

Der Dreiertakt mit all seinen Ableitungen und Erweiterungen ist jene Taktart, die dem Laufenden und Marschierenden unserer Bewegung, das unserer Anatomie wegen in Zweier- und Vierer- Rhythmen daherkommt, durch eine un-physiologische dritte Einheit das Tänzerische hinzufügt, die Triole schließlich figuriert als die alles ins Schwimmen und Schwingen bringende Vergrößerung oder Ausfaltung eines Tons oder einer Tonbewegung.

Die Dreier-Konstellation verhindert (zB im Triumvirat) das Patt, bildet den das Intervall erweiternde und dadurch das Tongeschlecht bestimmenden Dreiklang, ist eines der geläufigsten Ordnungsschemata, wie etwa in unserer Dreidimensionalität und kommt an zentraler Stelle in den meisten Grammatiken

vor, als Subjekt-Prädikat-Objekt, als Vergangenheit-Gegenwart-Zukunft, als Aktiv-Medium-Passiv, als masculinum-neutrum-femininum, etc, etc.

Diesem universellen Denkmodell, Ordnungsschema und Hilfsmittel steht das Hilfsmitteldreieck der kulturhistorischen Schule gegenüber, in dem die Instanzen Ich (A), Welt (B), Werkzeug (C) veranschaulicht werden, also eine Dreizahl mit und in einem Dreieck dargestellt wird, wobei das Werkzeug (C) durch in diesem Falle selbst das „Dreieck“ ist, mit dem es erklärt wird.

Inwieweit sich hier ein problematischer Zirkel zeigt, lassen wir zunächst unberücksichtigt, was auffällt ist, dass die klassische Erkenntnissituation: hie Subjekt, da Objekt durch eine Vermittlungsinstanz, die selbst ein Instrument ist, ergänzt wird. Auf diese Weise der Grammatik angenähert, wird das Verb, die Prädikation, die Aktivität und Tätigkeit eingeführt, die zuvor zwar auch schon anwesend war, aber stillschweigend vorausgesetzt oder impliziert wurde.

Auf diese Weise wurde dem Hilfsmittel ein Ort zugewiesen, der es sehr nahe an das Subjekt rückt, jener Instanz also, die sich mit Hilfe dieses Werkzeugs aus der Definition ihrer selbst als dem Unterworfenen befreit.

Unter Werkzeug und Hilfsmittel kann alles verstanden werden, das Denken ebenso wie das Wahrnehmen, die Sprache, der multifunktionale und ambivalente Hammer, die Krücke, das Modell oder auch die Methode, das Mikroskop, die Angelschnur, der PC.

Wir Subjekte sehen uns einem beliebigen Objekt gegenüber, das solange gleichgültig bleibt, solange wir uns nicht zu ihm verhalten. Erst durch unsere Tätigkeit wird es zum Erkenntnisobjekt, sei es dass wir es anschauen, anhören oder betasten, sei es dass wir es negieren, übersehen oder es als Hindernis aus dem Weg räumen. Die kleine Reibung mit dem ersten Axiom der Kommunikationstheoretischen Schule (Man kann sich nicht nicht verhalten) verstärkt die Unumgänglichkeit der Tätigkeitstheoretischen Forderung, dass wir Subjekte, die in Bezüge hineingeboren wurden, gar nicht anders können, als uns zu den Objekten zu verhalten, sinnlich, gedanklich, handelnd oder erleidend.

Dass unsere Einwirkungsversuche auf unsere Umwelt Aktivität erfordert, leuchtet sofort ein,

dass das stille Betrachten auch eine aktive Tätigkeit ist, wissen wir erst seit den Vermutungen der Gestaltpsychologie und den später erfolgten Unterstützungen mancher ihrer Hypothesen durch die wahrnehmungsphysiologische Forschung. In letzterer wird die Wahrnehmung als aktiver Prozess der Konstruierens, Vergleichens und Differenzierens beschrieben, der bereits auf der zellulären Ebene Entscheidungen über die Art der Weiterleitung der Potentiale trifft. Ob dieses Signal auf den kürzeren Weg über die Ganglien in den Reflexbogen geschickt wird, oder ob jenes Signal zur Weiterverarbeitung komplexer organisierte Zellverbände benötigt, wird bereits auf der Ebene der Retina-Muster, Drucksensoren, oder akustischen Wellenbilder geklärt. Gar nicht zu reden von den durch Wiederholung (Übung) gebildeten Makros, die reflexartig

Aktionen triggern können, etwa bei Notenlesen, Bedienen von Maschinen, Abschätzen oder bei sportlichen Leistungen.

Welche Rolle hierbei Hilfslinien, Hilfsfiguren und Hilfskörper spielen, ist bislang, soweit ich sehen kann, ungeklärt. Es könnte durchaus sein, dass bestimmte Erregungsmuster Vergleichsgrößen hervorrufen, an denen das Neue und Unbekannte gemessen wird; zumindest würde das den ökonomischen Prinzipien unseres Organismus entsprechen, der alle möglichen Abkürzungen nutzt, um schnell zu orientierenden, sensuellen Ergebnissen zu kommen.

Ab wann man in diesen verschachtelten Prozessen allerdings von Werkzeugen sprechen kann, muss einer späteren Klärung vorbehalten bleiben, da auch der Begriff Werkzeug ein sehr weiter und dehnbarer ist. Da er nach der kulturhistorischen Schule das Bewusstsein erst konstituiert, kann man nicht das Bewusstsein als Kriterium verwenden. Es muss also eine Art vorbewusster Werkzeuge geben, wobei auch hier unentschieden bleibt, wie ein solches aussehen könnte oder was als solches gelten könnte. Ist beispielsweise die Aufmerksamkeit bereits ein Werkzeug, oder erst die Verschiebung und Verlagerung der Aufmerksamkeit, ist das Denken ein multifunktionales Werkzeug, oder erst die Denkfigur, das Vorstellungsbild, die Hilfskonstruktion, das Modell? Was würde man als Werkzeug bezeichnen, wenn ein Lebewesen, das ein zu kurzes Bein hat, einen Niveau-Sprung im Gelände bevorzugt, um sich rasch fort zu bewegen, den Niveau-Sprung, das Erkennen der eigenen Besonderheit, die Anpassung der Fortbewegung an das Gelände oder das Ausschauen des Geländes nach der Eigenart der Fortbewegung oder die Leistungen des Gleichgewichtsorgans, das die Entscheidung förderte? Die verschiedenen Stufen von Werkzeugen von sachlich, gegenständlichen und technischen bis zu wissenschaftlich, psychologisch und kulturellen werden in der kulturhistorischen Schule nach der materialistischen Vorlage in einer Folge und Richtung gesehen, die sich quasi von bäuerlichen Gerät bis zur Poesie emporschwingt. Die Theorie folgt dabei immer einer anderen Dreiecksvorstellung, einer sehr alten modellhaften Veranschaulichung, die unter der Bezeichnung „semiotisches Dreieck“ seit Platon/Aristoteles bekannt ist. Interessanterweise ergibt sich daraus eine Gegenstandstheorie mit erstaunlichen romantischen Zügen. Gegenstände haben eine Vielzahl von Aspekten, von denen nur einige sichtbar und für das Subjekt zu „Motiven“ werden, die ihrerseits Tätigkeit in Gang setzen.

Die übrigen Aspekte bleiben verborgen und erinnern an das Eichendorffsche „Lied“, das in allen Dingen schläft und nur durch das Zauberwort erweckt wird. Ob es dieser unvermeidliche romantische Zug in allem Materialismus war, der die Wygotski-Schule im Stalinismus in Ungnade hat geraten lassen, kann nur vermutet werden, die anderen Konstrukte der „Verinnerlichung“ und „Veräußerlichung“, das Bedeutungsgefüge der Kultur und die notwendige Beachtung des Subjekts reichten sicherlich auch schon aus, um den sozio-kulturellen Konstruktivismus politisch zu ächten.

Das semiotische Dreieck, dem auch die Wygotski-Schule implizit und explizit folgt, ist ein das gesamte Abendländische Denken beherrschendes Modell. Was in diesem Dreieck die Position C einnimmt, hängt einerseits, von der Themenstellung und Veranschaulichungs-aufgabe ab und andererseits von der zugrunde liegenden Erkenntnis- und Zeichentheorie. Da seine Verwendung so alt und allgegenwärtig ist, könnte man jetzt in eine ausgedehnte Würdigung der Sprachwissenschaften, Semiotik und Erkenntnistheorie einsteigen und die aristotelischen, scholastischen, rationalistischen, empiristischen und modernen Auffassungen diskutieren, was aber nicht die Vorliebe fürs Dreieck erklären, oder auch Hinweise auf die „vorbewussten Werkzeuge“ geben könnte. Es handelt sich genau betrachtet um ein multiples Dreieck, oder um ein iteriertes Dreiecksverfahren, da man in diese Veranschaulichung hineinzoomen und weitere Dreiecke finden kann, was letztlich zur Triangulatur führt oder zu Sirpienski's Darstellung des selbst-ähnlichen Dreiecks. Vielleicht ist die Geometrie des Dreiecks darum so faszinierend und zur Veranschaulichung komplexer Verhältnisse geeignet, weil alle Linien, die man in ein Dreieck einzeichnet (Winkel- und Seitenhalbierende und Höhenlinien) immer wieder Dreiecke produzieren, für die das nämliche gilt. Dieser Sachverhalt zusammen mit unserem Körper und seiner Achsialsymmetrie könnte eine Antwortrichtung vorgeben, denn der eigene Körper könnte als das erste vorbereitete Werkzeug figurieren und als die Grundlage einer stabilen Dreiecksvorstellung, die aus der Bewegung von zwei Körperteilen resultiert. Zwei Augen sehen ein Ding, zwei Arme greifen nach einem Objekt, zwei Beine legen eine Wegstrecke zurück und erreichen ein Ziel. Raum wird auf diese Weise dh in der Bewegung erfahrbar und stiftet damit die Möglichkeit, mich zu dem gleichgültig anwesenden Gegenstand zu verhalten, ihn zu positionieren, mich in Relation zu ihm zu begeben und ihn schließlich dadurch zum Erkenntnisobjekt zu machen.

Die geheimnisvollen Zusammenhänge, die sich hinter dem sogenannten „Körperschema“ verbergen, also der Zuordnung von Körperteilen und -partien zu Arealen des sensorischen und des motorischen Kortex, über die es noch immer nur Vermutungen und Theorien gibt, könnten möglicherweise Hinweise auf unsere „vorbewussten Werkzeuge“ geben und darüberhinaus Aufschluss über zugrunde liegende Geometrie und Symmetrie. In diesen Gedanken und Theoremen treffen Wahrnehmung, Vorstellung, Neurologie, Anatomie, Physiologie, Psychiatrische Krankheitsbilder, Projektionen, Assoziationen, Bildtheorien, Philosophie, Alchemie, Kulturgeschichte und Kunst aufeinander und erzeugen ein wildes Durcheinander, in dem es von Krücken, Prothesen und Hilfskonstruktionen wimmelt.

Prominenteste epistemische Hilfskonstruktion darin ist die Theorie vom Körperschema im Kopf, auch „Homunculus-Hypothese“ genannt.

Wenn wir uns selbst als Black Box betrachten, also bescheiden unser Nicht-Wissen über uns selbst eingestehen und aus den Beobachtungen von Input und Output Hypothesen über die Vorgänge innerhalb der black Box bilden, versteht es sich nahezu von selbst, dass eine Verdoppelung unseres eigenen Selbst einen prominenten Platz unter diesen Hypothesen einnimmt.

Nach der Hilfsvorstellung der „Schachtel in der Schachtel“ denken wir uns eine verkleinerte Ausgabe unseres Selbst als Bewohner unseres Körpers oder unseres Hirns, stattdessen diese, ähnlich wie im religiösen Anthropomorphismus, mit allen unseren Fähigkeiten aus und hoffen auf diese Weise Bekanntes zur Orientierung in unwegsamem und unbekanntem Gelände nutzen zu können.

Das Werkzeug, das Hilfsmittel, die Krücke, die wir dazu benutzen ist die Projektion, in diesem Falle eine introjektive Projektion, d.h. wir transportieren oder übertragen ein Bild von etwas in einem anderen Raum und hoffen, dass auf dem Übertragungsweg keine Information verloren geht und dass das ankommende Bild verzerrungsfrei und lückenlos dem entspricht, das wir abgeschickt haben. Vom physikalisch-optischen Vorgang der Projektion wissen wir aber, dass durch das Zusammenspiel aller beteiligten Medien (Licht, Bild, Linse und Projektionsfläche) Verzerrungen und Verluste nicht ausgeschlossen werden können. Projektionsfehler sind nicht nur als Beurteilungs- und Beobachtungsfehler bekannt, sondern auch aus der mathematischen und kartographischen Projektion, aus der statistischen und der linguistischen und aus den bildgebenden Verfahren der Medizin.

Die Projektionstheorie, von der hier die Rede ist, ist ihrerseits selbst wiederum eine Hilfskonstruktion, die zwischen Anatomie, Neurologie, Physiologie und Psychologie der Wahrnehmung dazu dienen sollte, die Vorgänge verständlich zu machen. Ausgehend von der Hilfsfigur der Camera Obscura war man lange davon ausgegangen, dass unser Sehorgan auf die Netzhaut Bilder projiziert, und dass diese sodann in einer weiteren Projektion auf den dafür zuständigen Projektionsflächen (zB im visuellen Cortex) abgebildet werden. Eins zu Eins-Projektion, oder Punkt für Punkt-Mosaik war das Modell, Projektionsbahnen wurden angenommen, die Nervenverbindungen wurden im Verständnis von Kabeln in afferente (zentripetal-sensorische) und efferente (zentrifugal-motorische) eingeteilt und der sensorische Cortex mit dem motorischen durch Assoziationsbahnen miteinander verbunden. Da die Neuroanatomie oder topische Hirnforschung für alle Vorgängen physikalische Substrate braucht, mussten die Fragen des Bewusstseins, des Geistes, und andere schwer fassbare und womöglich immateriellen Vorgänge Probleme bereiten.

Der aus dem Umfeld der Magie, der Gnosis und Alchemie überlieferte Homunculus, das künstliche, kleine Menschlein wurde explizit wie implizit, als

Helfer im komplizierten Zusammenhängen bemüht, vor allem wenn es galt die Nahtstellen zwischen materiell und immateriell, extensae und cogitans, zwischen Geist und Materie, stimulus und response, Anschauung und Begriff, innen und außen zu überbrücken. Das phantasierte Zwischenwesen Homunculus diente wie in jüngster Zeit der personifizierte Computer aus den KI-Phantasien als epistemische Krücke, mit deren Hilfe man sich überhaupt ein Bild von nicht anschaulichen und kaum zu erforschenden Zusammenhängen machen konnte. So wie einst der „Äther“ als Bild- und Tontransporter, die „Atmosphäre“ als Bedeutungs- und Emotionstransporter oder das „Fluidum“ als Energie- und Fernwirkungstransporter gedient hatten, musste nun das verinnerlichte Double herhalten wenn es galt Präferenzen, Prägungen, Lernen, Gedächtnis, Bewertung, Deutung, Erkenntnis, Sprache und andere Besonderheiten unserer Spezies zu verstehen.

Die l'homme machine musste einen beobachtenden und urteilenden Steuermann haben und diese Instanz erhielt in der Geschichte der Wahrnehmungs- und Erkenntnistheorie unterschiedliche Namen: Homunculus, göttlicher Funke, l'Esprit animal, Pneuma, Seele, Geist, Intuition...etc.

Die technische, mediale und kulturelle Entwicklung liefert ständig neue Modelle, Metaphern, Hilfskonstruktionen, Denkfiguren und Visualisierungen mit denen wir uns einen Reim auf uns selbst machen. Zur Zeit ist es die weitverbreitete Rechenmaschine Computer, die mittlerweile sehr viel mehr kann als Rechnen und alle Bereiche der Welt 3 mit ihren Routinen und Schablonen, Symbolen und Algorithmen durchdringt. Letzte Erzeugnisse dieser Paradigmen erzeugenden Dominanz sind die Systemtheorie und die Spieltheorie, von denen keine Anwendungsfelder verschont bleiben, von der Philosophie über die Medizin bis in die Niederungen der Betriebswirtschaftslehre und der politisch-ökonomischen Entscheidung.

Die „Vitruvianische Figur“ ist ein gutes Beispiel für den Jack in the Box, der an den Krücken der zeitgebundenen Denk- und Darstellungsmöglichkeit geht. Diese Figur taucht bei Vitruv in Rahmen seiner Proportionslehre auf und wird bis zu Le Corbousiers Modulor-Männchen und Ernst Neuferts Standard-Figur bis auf den heutigen Tag verwendet. Bei Agrippa von Nettesheim ist sie das symbolträchtige Abbild der Harmonie der Elemente in dem der Mensch als alles in sich fassender Bezugspunkt imponiert, bei Leonardo und Dürer das Musterstück für das „rechte Maß“. Dass diese Figur den Menschen in ein Quadrat, einen Kreis und diverse Dreiecke einzeichnet, verdankt sich wahrscheinlich der Harmonielehre der Pythagoreer, die Zahlen, Maße und Klänge als abstrakt-magische Gottheiten verehrten. Da, wo wir heute Speicherkapazität und Geschwindigkeit vergöttern, taten die Alten das nämliche mit der Stimmigkeit der Proportionen und der gewählten Harmonie, die sie bestrebt waren aus allem herauszulesen, oder in alles hineinzulesen. Die Ikonologie dieser metaphysischen Haltung, die Krücken und Werkzeuge des entsprechenden Vorstellens, Wahrnehmens und Denkens haben sich teilweise

unverändert bis auf den heutigen Tag erhalten, teilweise sind sie uns gänzlich unzugänglich und unlesbar geworden.

Das Menschlein in der Phiole sieht heute anders aus, ist durch den talmudisch-kabbalistischen Golem, den romantisch-literarischen Frankenstein, die neuzeitlich aufgeklärten Dr. Jekyll und Mrs Hyde und den elektronisch-anatomischen Cyborg verändert, wenn nicht gar ersetzt worden und taucht in der eklektizistischen Esoterik und dem ungebildeten Durcheinander der Fantasywelten gelegentlich noch auf, meist allerdings ohne jede Kenntnis und Rückbindung an seine einstige Bedeutung; und wozu die Darstellung der Vitruvianische Figur, vor allem in der Leonardo-Version alles erhalten muss, lässt sich kaum ohne Sarkasmus beschreiben.

Das Stichwort "Ikonologie einer metaphysischen Haltung" treibt mich dazu, mein Interesse an Krücken, Werkzeugen und verwandten Objekten näher zu erläutern. Auf B.I.I.D. (Body Integrity Identity Disorder) will ich nicht weiter eingehen, jenes Krankheitsbild, in welchem das Vorstellungsbild vom Körper über die Realität des Körpers zu siegen scheint, aber auf das Konstrukt des so bezeichneten „Körperschemas“ will ich mich noch einmal einlassen, das so vage es auch ist, sich hartnäckig als Homunculus in unserer Vorstellungswelt hält. Schließlich soll ein frei fabulierter Exkurs über den Phantomschmerz das laute Nachdenken abschließen.

„Schließlich muss man sich aller Hilfsmittel des Verstandes, der Einbildungskraft, der Sinne und des Gedächtnisses bedienen, einmal, um die einfachen Sätze in distinkter Intuition zu erfassen, und dann, um durch rechte Zusammenstellung des Unbekannten mit dem Bekannten ersteres zu erkennen, und endlich, um die Dinge aufzufinden, die auf diese Weise miteinander verglichen werden müssen; kurz, es darf kein nur irgend mögliches Mittel vernachlässigt werden.“

Diese Regel XII aus Descartes' Regulae ad Directionem Ingeii (posthum, Amsterdam 1701) hat etwas Ermutigendes, etwas Dynamisches und etwas spekulativ den Horizont Erweiterndes, sie ist ein Plädoyer für nicht-scholastische Forscher-Neugier, für Methodenvielfalt, Multiperspektivismus und öffnet gleichzeitig dem Pensée Sauvage eines späteren Theoretikers die Tür. Wenn „kein irgend mögliches Mittel vernachlässigt werden darf“ ist auch kein Werkzeug, keine Disziplin, kein Praxiswissen, keine Metapher, keine Überzeugung und keine Theorie von vornherein als abwegig zu disqualifizieren und aus dem Bezirk des Ernstzunehmenden zu verstoßen. Mithin ist es auch legitim, sich mit Bildhaftem im Rahmen von Gedachtem und vorzugsweise sprachlich Ausgedrücktem zu befassen. Dass alle Philosophie auch eine bildhafte Seite habe, wissen wir seit Aristoteles' Poetik, Hans Blumenbergs Metaphorologie und Bernhard Taurecks kritischer Ikonologie, die allesamt versuchen, einerseits das Bild in der Sprache zu identifizieren und zu

analysieren und andererseits dem Sprach-Bild seinen Ort neben Argument, Behauptung und Schluss einzuräumen. Das Denken ist zweifellos stark an die Sprache, ihre Aneignung und Entwicklung gebunden, parallel dazu verläuft aber ein Denken in Bildern, in Gesten, Gerüchen, Tönen und anderen sinnlichen und prozessualen Einheiten, das keineswegs weniger Einfluss auf unser Urteil und Verhalten nimmt.

Dieses als ein Denken zu bezeichnen, erscheint zunächst verwegen, weil wir keine Regeln kennen, kein vorher-nachher, kein entweder-oder, kein sowohl als auch, weil wir darin keine Prämissen und Intentionen erkennen und nur sehr indirekt von den Resultaten auf die Vorgänge schließen können.

Resultate gibt es, auch Veränderungen und Entwicklungen, Lernen ist feststellbar, ebenso Routinen, Gewohnheiten und Stereotype. Gelegentlich gehen die sprachlich-logisch-grammatische Welt und die Bilder sehende-Gerüche wahrnehmende-Töne hörende-sich bewegende Welt ineinander über, was sich nach der Erzogenheit des Individuums unterscheidet und nur in träumerischen Zwischenwelten und anderen Übergangssituationen generell und unkontrolliert stattfindet.

Demnach wäre also das neuropsychologische Konstrukt des Körperschemas unvollständig.

Zum einen fehlt die Repräsentanz sämtlicher viszeraler Sinne, d.h. alle propriozeptiven Sensationen hätten keine Projektionsfläche auf dem sensomotorischen Cortex, und zum anderen hätten wir keine Chance, über die verbindenden Assoziationsbahnen Töne mit Bildern, Bilder mit Worten, Worte mit Lageempfindungen und Lageempfindungen mit Tönen zu verbinden. Da wir solches aber alle und ständig tun, können das Modell der aufsteigenden und absteigenden Projektionsbahnen, das Konstrukt des Homunculus und die Vorstellung von einer zentralen Verarbeitung nur sehr unzureichende Modelle sein, schlechte Krücken also und schadhafte oder tote Metaphern, um einen Ausdruck aus der Linguistik zu bemühen.

Hier erinnern wir uns wieder an die zuvor erwähnte Dialektik oder Ambivalenz der Krücke, die einerseits ersetzt und andererseits ermöglicht. Metaphorisch verstanden, ersetzt sie unser Unwissen durch ein Bild und dieses Bild ermöglicht es uns, Hypothesen zu bilden, die, wenn sie in der Realitätsprüfung nicht genügen zur Revision des Bildes führen, mithin zum Auswechseln der Krücke.

Nun gibt es aber in Descartes' Regel N°12 bezeichnenderweise die „rechte Zusammenstellung des Unbekannten mit dem Bekanntem, um ersteres zu erkennen...“ und darüber hinaus noch die Aufgabe, „die Dinge aufzufinden, die auf diese Weise miteinander verglichen werden müssen“..., wie soll das möglich und zu bewerkstelligen sein ?

Descartes empfiehlt, alles zu verwenden, dessen man habhaft werden kann, aus allen erreichbaren Quellen zu schöpfen, da ein Kunststück zu vollführen sei. Unbekanntes durch Vergleich mit Bekanntem zu erkennen und nicht etwa nur,

dass es ein Unbekanntes sei, sondern auch auf welche Weise es sich unterscheide und von welcher Beschaffenheit das Unbekannte sei. Da ich also Unbekanntes nur mit Hilfe vom Bekanntem erkennen kann, muss ich unter dem mir Bekannten dasjenige auswählen, das sich für den anstehenden Vergleich eignet („rechte Zusammenstellung“) Ich instrumentalisiere das Bekannte, um das Unbekannte mit seiner Hilfe zu erkennen, was aber nur unzureichend gelingen kann, da alle Modelle neben der Ersatzfunktion auch die Verkürzungsfunktion aufweisen (H.Stachowiak). Ich bin also genötigt, mich mit meiner Brille, meiner Krücke, meiner unzureichenden Messlatte dem Unbekannten zu nähern.

Dieses bezeichne ich als den „verstellenden Effekt“ von Vor-Bild, Brille, Modell, Muster, die auf diese Weise zur Krücke werden.

Auch Metaphern sind Hilfsmittel und als solche dialektisch. Sie haben auch den ermöglichenden und verstellenden Effekt. Parallel zur einmal gewählten Metapher andere auszudenken fällt schwer, Wenn Metaphern unkritisch tradiert werden, kann das zu „metaphorsicher Monokultur“ führen und die ist für unseren Geist-Seele-Leib-Organismus sogar schädlich.

Wenn alle Modelle, Muster, Perspektiven, Bilder und Denkfiguren die genannten Ambivalenzen aufweisen, wenn der Homunculus ein deprivierter Kretin und das verinnerlichte Körperschema ein gelerntes und unvollständiges ist, müssen spürbare Verluste auftreten.

Wenn wir Menschen alles instrumentalisieren können, alles zum ebenfalls ambivalenten Werkzeug machen können und jedes Werkzeug ein Hilfsmittel ist, ist auch jedes Hilfsmittel ein ambivalentes, wie jedes Medikament, jede Erfindung, jede Technik, jede Kunst.

Wenn jeder Augenblick der Konkurrent des nächsten Augenblickes ist, jede Entscheidung eine Entscheidung für etwas und gegen etwas ist, jede Entwicklung ein Nicht-mehr und ein Noch-nicht ist, dann ist die Krise der Normalzustand, das Patt unser Alltag und die Philosophie ein Art von Phantomschmerz.

Diese eigentümliche Sensation tritt in der Regel nach einer Amputation und nach entfernenden chirurgischen Eingriffen auf. Erklärt wird der Phantomschmerz mit der Störung des Körperschemas, worauf man sich nach anderen, mittlerweile widerlegten, Auffassungen geeinigt hat.

Auch diese Erklärung ist umstritten, da das Körperschema umstritten ist, denn das Konzept fußt auf problematischen Vornannahmen, die teilweise ins Magische, Esoterische und Exotische zurückreichen.

Schmerz generell ist ein heikles wissenschaftliches Thema über das es nicht einmal in der Physiologie hinreichend klare und übereinstimmende Theorien gibt. Selbst das „biopsychosoziale Konzept“ des Schmerzes, das wie der Name sagt, alle möglichen Variablen zu berücksichtigen versucht, muss immer wieder vor der Subjektivität und Affektivität der Schmerz-Erfahrung und der entsprechenden Äußerung kapitulieren. Versuche eine Maßeinheit zu finden, wie etwa das Dol (von lateinisch dolor, nach Hardy, Wolff und Goodell) ist ebenso umstritten wie die Rating Scales und die Eigenschaftslisten aus dem Schmerzfragebogen von Roland Melzack (NY , 1973)

„Flimmernd, bebend, zuckend, pulsierend, pochend, mahlend, hämmernd, knallend, blitzend, emporschießend, pieksend, quälend, bohrend, spitz wie ein Dolch, stechend, scharf, schneidend, zerfleischend, kneifend, drückend, nagend, krampfartig, erdrückend, zugespitzt, ziehend, reißend, heiß, brennend, siedend, ausdörend, prickelnd, juckend, schmerzend, stichelnd, dumpf, wund, Leiden erzeugend, heftig zupackend, schwer, weich, Spannungen erzeugend, gierig, zersplitternd, ermüdend, erschöpfend, krank machend, erstickend, Angst einjagend, schrecklich, grausig, peitschend, aufreibend, mörderisch, fies, tödlich, erbärmlich, blind machend, nervtötend, lästig, jämmerlich, stark, unerträglich, sich ausbreitend, ausstrahlend, durchdringend, durch Mark und Bein gehend, heftig, betäubend, zerquetschend, Tränen treibend, kühl, kalt, eisig, unleidlich machend, widerlich, niederschmetternd, fürchterlich, folternd“

kann er sein, der Schmerz, aber seiner Subjektivität wegen gewiss auch vieles andere, was nicht in dieser Aufzählung zu finden ist.

Einig ist man sich lediglich in der Unterscheidung von akutem und chronischem Schmerz, aber schon bei der Behandlung dieser beiden Schmerztypen gehen die Meinungen wieder auseinander. Schmerz scheint ähnlich wie Berührung eine jener Sensationen zu sein, die wegen ihrer Intimität, Subjektivität und Ambivalenz sich jeder Erforschung hartnäckig widersetzen. Die Tabuisierung ist ausgeprägt und die Kommunizierbarkeit eingeschränkt, was Anteilnahme zur Höflichkeit werden lässt und die unüberwindlichen Grenzen zwischen Personen scharf markiert.

Der Phantomschmerz bereitet Medizinern noch mehr Kopfzerbrechen, denn in ihm scheint das fehlende Glied im Schmerz wieder anwesend, oder auch nur im Schmerz anwesend. Es verwundert also nicht, dass eine solche vortäuschende Empfindung in ein quasi okkultes Phänomen umgedeutet wurde und Anlass zu mancherlei Theorien gab, bis hin zu der Äußerung, dass wir nur im Schmerz unserer verlorenen Existenz inne werden.

Meine metaphorisch-ironische Verwendung des Begriffs entspringt und entspricht einem künstlerischen Projekt mit dem Titel „Philosopher's Toys“ und einer ausgedehnten Beschäftigung mit dem Phänomen Modell und seiner Theorie.

Modelle zählen zu den dialektischen Krücken und ambivalenten Werkzeugen der Erkenntnis, sind notwendig, lästig, interessant, gefährlich und meist nicht vorhanden wenn man eines von ihnen benötigt. Es sind dynamische Gebilde, die einerseits noch im fossilen Zustand ihren Part leidlich spielen, andererseits durch ständigen Gestaltwandel und intellektuelle Moden so entstellt sind, dass sie zumeist rekonstruiert werden müssen, um erkennbar zu sein. Ein großer Teil von ihnen ist soweit ins kollektive Unterbewusstsein abgesunken, dass er mit genuiner Kultur, wenn nicht gar mit Naturgesetzen verwechselt wird. In aller Regel wird ihr approximativer, hypothetischer und heuristischer Charakter interessiert übersehen und nur im Konfrontationsfall zur Relativierung dienlich gemacht. Ein kritischer Modellismus wurde, obwohl vorgeschlagen, bislang nicht entwickelt, ebenso wurden kaum nennenswerte Bemühungen zur Etablierung einer Modell-Ethik unternommen, auch ist eine einschlägige Lehre an entsprechenden Institutionen nicht eingerichtet, obwohl wir kaum etwas dringlicher brauchen als Neue Modelle.

Beim Projekt „Philosopher's Toys III, HILFSFIGUREN, epistemische Schatten und Schablonen“

standen die „Allgemeine Modelltheorie“ von Herbert Stachowiak und die Werkzeugtheorie der Kulturhistorischen Schule von Wygotski, Luria und Leontjew Pate, vermischten sich mit den Einsichten in die objektive Seite der Kunst von Sir Herbert Read und ergaben zusammen mit dem Ansatz

der „Kritischen Ikonologie“ von Bernhard Taureck , den „Übergangsobjekten“ von Winnicott, den Leonardo Analysen von Joachim Schumacher, den Theorien des *Objet trouvé* von Christian Kellerer und der eigenen „Künstlerphilosophie“ ungefähr folgendes Bild:

Es scheint Bilder und Objekte zu geben, deren formale Strukturen so einfach und anregend sind, dass sie als Hilfsfiguren der Erkenntnis angesehen werden können.

Diese „Auxiliare“ sind überall wirksam, werden aber so gut wie überhaupt nicht thematisiert, wahrscheinlich weil es zumindest in Westeuropa als unfein gilt, geistige Phänomene und Leistungen auf ihre zweifellos vorhandenen trivialen und materialen Wurzeln zurückzuführen. Nicht etwa im Sinne der Voraussetzung und ermöglichenden Ausstattung ist diese Frage interessant, das liefe auf die Beschäftigung mit der Intelligenzproblematik, der Lerntheorie, geeigneter Pädagogik und anderem Geläufigen hinaus, sondern Fragen der Heuristik, der Interpretation des Vorgefundenen (Hermeneutik), der Übersetzung in einen anderen Aggregatzustand (Metaphorik) sind es, die in diesem Zusammenhang vernachlässigt werden.

Das leidige Problem der Induktion, das seit Aristoteles die Gemüter bewegt und zu den unterschiedlichsten Auswegen geführt hat, samt den Ausflüchten in die statistischen Wahrscheinlichkeiten steht im Mittelpunkt der Frage, inwieweit das menschliche Wissen auf induktive Weise erweiterbar sei. Seit Hume ist das unmöglich und trotz John Stuart Mill, Peirce, Carnap und vielen anderen., trotz der Denkpsychologie, den Sozialwissenschaften und den Versuchen der Artificial Intelligence Liga scheint es bislang keinen befriedigenden Gegenbeweis zu geben. Es könnte sein, dass das an der Fixierung auf schlussfolgernde Logik liegt, auf Wahr-und Falschaussagen unter Auslassung jedweder offenen Möglichkeit.

Was in den bisherigen Debatten fehlt, ist das Experiment mit offenem Ausgang, ohne beflissene Wahrscheinlichkeiten und rechthaberische Teilwahrheiten, das möglichst angstfreie Probehandeln, wie man das Denken einmal genannt hat und jene freundliche Fehlertoleranz, die im allgemeinen Problemlösen meist kaum zu finden ist. Ob vielleicht das Problem im Medium Philosophie zu suchen ist, ob es möglicherweise ihrer Schwester der Kunst vorbehalten bleibt, es mit ganz anderen Mitteln und Werkzeugen zu bearbeiten und dadurch weiterzubringen ?

Einer positiven Beantwortung dieser bescheiden-kühnen Frage steht im Grunde seit der Konrad Fiedler Rezeption von Herbert Read und der daraus gewonnenen Einreihung der Kunst in die Erkenntnismethoden kaum etwas im Wege, es sei denn die alte Angst der Künstler vor dem angemäßen Primat der Wissenschaften. Auch mit der 12.Regel des Descartes verträgt sich jenes Zagen nicht, denn in Zwangslagen kann man sich bei der Suche nach Auswegen nicht

lächerlich machen, man kann sich höchstens irren und das wäre allemal ehrenwert.

Es kann auch einen Phantomschmerz geben, der nicht durch Verlust einstmals Besseren, sondern durch die Abwesenheit eines dringend Gewünschten auftritt.

Das sähe dann der romantischen Sehnsucht, dem Liebeskummer und der Entbehrung ähnlich, dem Schmerz, den mir mein ungeborenen Phantom-Zwilling bereitet und jenem Weltschmerz, der die Abwesenheit von Großartigkeit, Schönheit, Glanz und Anmut beklagt, und selbst jenem infantilen Schmerz, nicht fliegen, nicht alles wissen, nicht das Firmament umarmen zu können.

Diese Arten existentiellen Phantomschmerzes kann durch das Altern gleichermaßen hervorgerufen, wie gemildert werden, Schmerztoleranz ist schwierig und muss und kann aber geübt werden. Wie die meisten Schmerzen hat auch der existentielle Phantomschmerz die Tendenz zu generalisieren, wodurch die eindeutige Lokalisierung erschwert wird.

Es können aus dem Konkreten ins Abstrakte gewendete Fehlbestände sein, die diese Art von Phantomschmerz erzeugen und die Verwendung von Krücken notwendig machen, kulturelle Desiderate, soziale Mangelerscheinungen, unbefriedigt bleibender Zuwendungs- und Anerkennungsbedarf, auch die prinzipielle Unmöglichkeit, etwas zu sehen, wie beispielweise die gleichzeitige Ansicht einer Sache mit eigenen und fremden Augen, oder die schicksalshafte Gebundenheit an meinen Stand- und Existenzpunktes mitsamt seiner Relativität, die ich nicht aufheben kann, das eigene Sehen nicht sehen zu können, die Innen-Außern-Spaltung kaum je verlassen zu können, kurz alles das, was in der Einleitung dieses lauten Nachdenkens und Selbstgespräches zur Feststellung unserer Dürftigkeit und Bedürftigkeit führte.

Prothesen, Hilfsmittel, Krücken und Phantomschmerz scheinen unumgängliche Bestandteile der *conditio humana* zu sein; wie viele Krücken ich bewege, ist gleichgültig, wichtig allein ist die Grazie, mit der ich sie bewege.

Die vielen angewachsenen Prothesen, die wir im Lauf eines Lebens ansammeln, der perfekt eingeübte und nahezu automatisierte „Krückengang“, der allemal leichter fällt als der „aufrechte Gang“ und die vielen kosmetischen Unverzichtbarkeiten seien unserer intelligenten Aufmerksamkeit empfohlen.

Die Frage „Wozu?“ soll nicht moralisch und aufklärerisch beantwortet werden, obwohl das sehr nahe läge, sondern operational und pragmatisch:

um uns leichter und freier bewegen zu können.

